

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 31 (1891)

Artikel: Mariaberg bei Rorschach
Autor: Hardegger, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-946509>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARIABERG

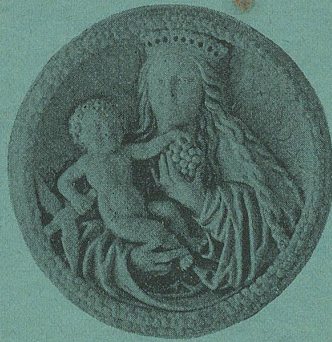
bei Rorschach.

Von

August Hardegger.

Mit zahlreichen Illustrationen.

Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen.

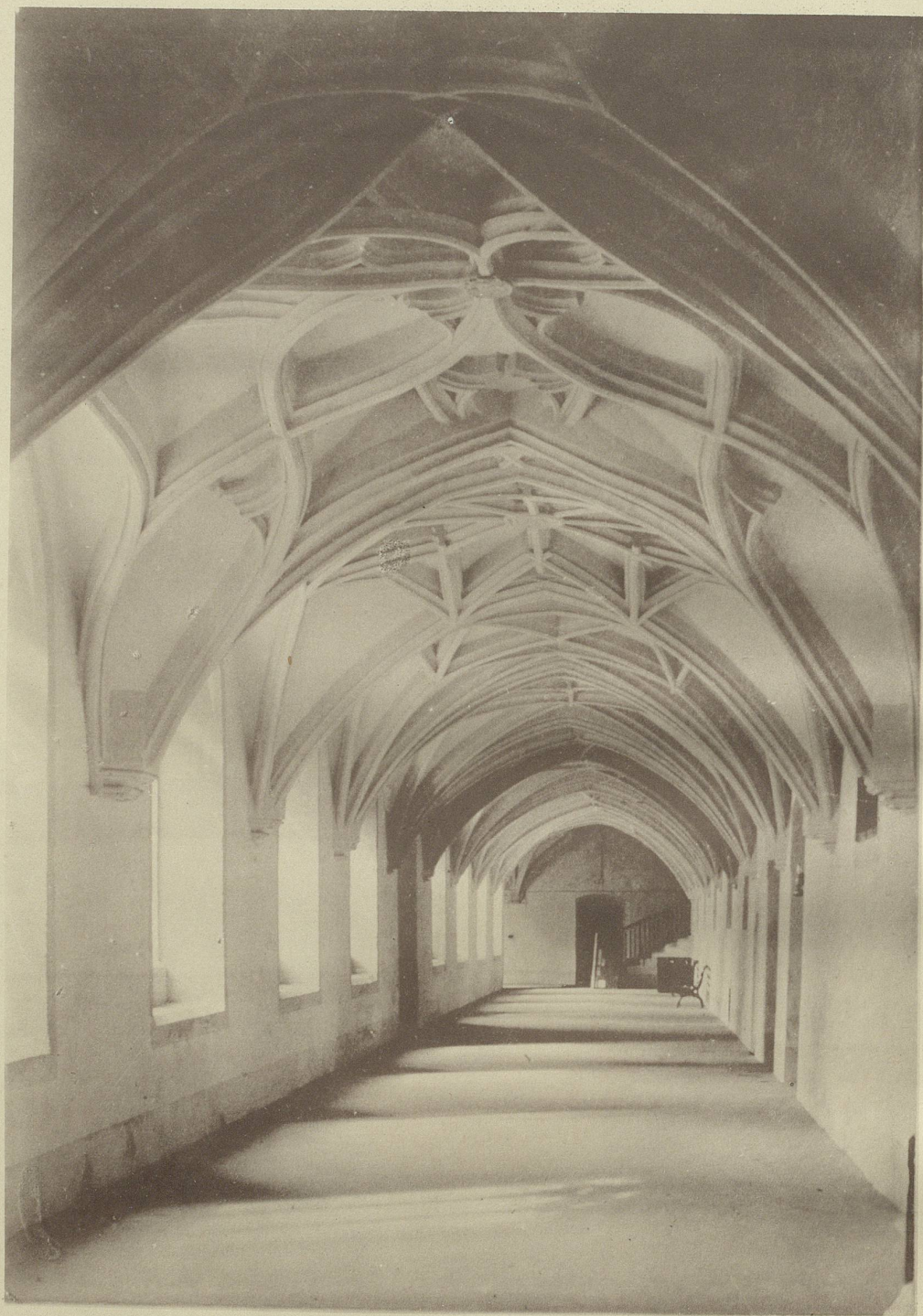


St. Gallen.

Zollikofer'sche Buchdruckerei.

1891.

3
el.



Blick in den nördlichen Kreuzgangflügel.

MARIABERG

bei Rorschach.

Von

August Hardegger.

Mit zahlreichen Illustrationen.

Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen.



St. Gallen.

Zollikofer'sche Buchdruckerei.

1891.



Den allbekanntesten Klosterbruch zu Rorschach hat Ildefons von Arx in seinen „Geschichten des Kantons St. Gallen“ in so behaglicher Breite erzählt, dass weder Näf in seinen „Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen“, noch Hartmann in der „Geschichte der Stadt St. Gallen“ erheblich Neues anzufügen vermögen. Als Quelle dienen Ildefons von Arx in erster Linie die Schriften Vadians (1877 herausgegeben von Götzingen) und die im Stiftsarchiv vorfindlichen Schriften, Urkunden und Lieder (von meinem Vater sel. 1863 in den Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, Band II, herausgegeben vom Historischen Verein St. Gallen, zusammengestellt), insbesondere die offenbar von Abt Ulrich VIII. (nicht von einem unbekanntem Conventualen) verfasste „Kurze Chronik“.

Über die kunsthistorische Bedeutung des Baues hat Dr. Rud. Rahn in seiner Statistik der schweizerischen Kunstdenkmäler, veröffentlicht im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde“ 1887 No. 1, alles Wissenswerte gründlich aufgezeichnet.

A. H.





I.

Ulrich Rösch.

„Gott der hät unns her gesant
Santgallen her uss Schottenland,
Das hört man singen und sagen.
Den hett abt Rösch zue Rorschach gern,
Das wil man im nit vertragen.“

(Spottlied: „Wend ir hören etc.“)

Es war zu Anfang des Jahres 1483. Die Capitelsglocke hatte die Conventualen des Klosters zu St. Gallen zu einer Sitzung zusammenberufen. Es mochten etwa ihrer zwanzig sein, welche sich in dem düstern Saale einfanden, der zwischen Chor und Kreuzgang eingebaut ist und der heute noch den Namen „dunkle Capelle“ führt. Der Saal entsprach übrigens den andern Klosterräumlichkeiten, die nach dem Brande von 1418 durch den Abt Heinrich von Mannsdorf nur notdürftig wieder aufgebaut worden waren. Auch dessen Nachfolger Eglolf Blarer hatte sich mit dem Bau des Refectoriums und Dormitoriums nicht sehr verköstiget. Das einzige Gebäude, welches im ganzen Klosterbezirk einigermassen ansehnlich war, war der Chor des Münsters, den Abt Eglolf begonnen und den der jetzt regierende Abt mit einem reichen spätgotischen Netzgewölbe überdacht und mit reichgeschnitztem Chorgestühl geschmückt hatte. Der andere Teil des Münsters, der aus der St. Michaels- oder Laienkirche, und aus der St. Otmarskirche bestand, war ein Bauwerk sehr primitiver Art und weit entfernt, schön zu sein. Abt Heinrich hatte nach dem Brande einfach die ausgebrannten Mauern mit einem neuen Dach überdeckt; der regierende Abt aber wurde in der Ausführung seines Vorhabens, nach Vollendung des Chors das übrige Münster durchaus also zu bauen, durch den Widerstand der St. Galler gehindert, und so hatte es trotz innerer malerischer Ausschmückung durch den Hans Hackenberg von Wintertur bei dem unschönen und provisorischen Conglomerat sein Verbleiben.

Auch gegen aussen war infolge des Widerstandes der St. Galler das Kloster sehr schlecht abgeschlossen; denn gegen die Stadt hin schied den Klosterbezirk keine Mauer, sondern nur ein Laubhag ab. Die Notwendigkeit, neue Bauten zu errichten, trat immer dringender an das Capitel heran, um so mehr, als die Zahl der Conventualen in steter Zunahme begriffen war. Das war auch der Grund, weshalb Abt Ulrich, der achte seines Namens, die Conventualen zur Beratung zusammenberufen hatte.

Abt Ulrich war ein Mann, der wusste, was er wollte. Energisch und in seinen Entschlüssen unnachsichtlich, war er unablässig bemüht, das Kloster in seinen Einkünften zu

heben und in seinen alten Rechtsamen kräftig zu wahren. Das mochte ihn bei vielen seiner Untergebenen, insbesondere bei seinen nächsten Nachbarn in der Stadt, nicht sonderlich beliebt machen, weshalb sie ihn, seiner roten Haare wegen, den „roten Uoli“ oder den „Rotfux“ nannten.

Als Knabe armer Eltern, als eines Pfisters Sohn von Wangen, war er schon zu Lebzeiten Eglolfs in das Kloster gebracht worden. Vorerst war ihm die Stelle eines Küchenjungen angewiesen, aber bald bemerkte der Abt des Knaben ungewöhnliche Talente und liess ihn studiren. Sein Nachfolger, Kaspar von Landenberg, ernannte ihn, auf Wunsch des Conventes, zu seinem Grosskellner. In dieser Stellung aber geriet er bald mit seinem Vorgesetzten in Uneinigkeiten, denn er sah wohl ein, dass Kaspar zwar „von Art ein mild friedsammer Mann sei, der sich gern ob den Büchern finden liess und seine Klosterbrüder liebte“, aber dass sein Grundsatz: „wenn Du willst ein Mönch sein und hast etwas, so verkauf es und gib es den Armen; hast du nünt, bist du einer grossen Burdi los“, das Kloster von einer Schuldenlast in die andere stürzte und es an den Rand des Unterganges brachte, umsomehr, als Abt Kaspar auch die alten Rechtsame des Klosters der Stadt gegenüber, welche die übliche Huldigung weigerte, in keiner Weise zu wahren wusste. Um seine stets anwachsenden Schulden einigermaßen zu decken, hatte er die Besitzungen des Klosters zu Neu-Ravensburg an Lindau verkauft und dadurch die Einkünfte des Klosters so vermindert, dass die Mönche Mangel litten. Das veranlasste das Capitel, mit den Ständen Zürich, Schwiz, Luzern und Glarus ein Schirmbündnis einzugehen, dem Abt Kaspar, allerdings ungerne, am Dienstag nach Himmelfahrt 1451 zu Pfäffikon seine Zustimmung gab. Zudem aber suchten die bedrängten Capitularen beim Generalvisitator der Benedictinerklöster, Abt Ulrich von Wiblingen, Hilfe und dieser vermochte Kaspar zu bewegen, dass er die Stiftsverwaltung seinem Grosskellner Ulrich Rösch und dem Hofammann Zwick übertrug.

Allein das gereute ihn schon nach zwei Jahren; er riss das Sigill vor den Augen des Conventes von der Urkunde und warf den Grosskellner, den er als das geistige Haupt der ganzen gegen ihn gerichteten Agitation wohl kannte, in den Kerker. Das ganze Trachten des verschwenderischen Abtes zielte nun auf das Verderben des Klosters, das er in ein Chorherrenstift umschaffen wollte; ja er verkaufte an Lichtmess 1455 sogar der Stadt St. Gallen, ohne Anfrage oder Zustimmung des Conventes, für 1000 fl. die Landeshoheit über alle Stiftslande. Aber gegen die Ausführung dieses Vorhabens, welche das Stift um den wichtigsten Teil seiner mehrhundertjährigen Rechte und seines hohen Ansehens gebracht hätte, bäumte sich das Gefühl der Capitularen auf. Sowohl an die Ordensobern, als auch an die Schirmorte wurde sofort recurrirt. Letztere erklärten den Kauf ungültig und erstere verwiesen die Sache nach Rom an Calixt III. Dieser hinwieder bestellte im Cardinal Aeneas Sylvius, dem nachmaligen Papst Pius II., einen Schiedsrichter, dessen Spruch sich beide Parteien bei 10,000 fl. Strafe zu unterziehen verpflichteten. Der Rechtsspruch fiel zu Ungunsten Kaspars aus. Er musste die Verwaltung der Abtei völlig an Pfleger Ulrich abtreten; es blieb ihm nichts als der Titel und ein entsprechendes Einkommen. Er zog sich nach Constanz zurück, wo er 1463 seine gänzliche Abdankung erklärte und am 24. April verstarb, eben zur Zeit, als Pfleger Ulrich in Rom zum Abte bestätigt worden war.

Nun waren dem tätigen Manne die Wege geebnet, die vernachlässigte Landesverwaltung zum Besten des Stiftes und in einer seinen Rechten entsprechenden Weise wieder herstellen und besorgen zu können. Schon als Pfleger hatte er verschiedene Anstände mit der Stadt und der Landschaft ins Reine gebracht, als Abt versuchte er nun auch die Appenzeller zum Gehorsam zurückzuführen, trachtete das Rheintal, welches die Appenzeller 1460 von den

damaligen Pfandherren eingelöst hatten, an das Stift zu bringen, erkaufte von Petermann von Raron das Toggenburg, leistete den Eidgenossen, treu der übernommenen Verpflichtung, Unterstützung in den Kriegen wider Österreich und gegen den Herzog von Burgund und verabredete mit den Schirmorten des Stiftes die Errichtung einer bleibenden Schirmhauptmannschaft für das Kloster und dessen Landschaft.

Dem Kriege folgten auch Tage des Friedens und alles nahm unter dem tatkräftigen Eingreifen Ulrichs wieder neuen Schwung. Künste und Wissenschaften, durch ein neugegründetes Gymnasium wieder ins Leben gerufen, erblühten von neuem.

Darüberhin stand Ulrich in hohem Ansehen bei Kaiser und Papst. Die von letzterem dargebotene Cardinalswürde lehnte Ulrich aber ab, weil ihm das Amt eines Abtes besser zusagte.

Mit der Stadt freilich wollte es keinen Frieden geben und das ewige Geplänkel und Gezänke mochte dem schaffenslustigen Abte schliesslich gründlich entleiden.

So entschloss er sich denn, den Plan, den er schon lange ernstlich bei sich überlegt hatte, zur Ausführung zu bringen, und mit diesem Plane trat er zu Anfang des Jahres 1483 vor die versammelten Capitularen.

Mit eindringlicher Sprache verstand er es, den Mönchen die Notwendigkeit eines gänzlichen Neubaus der Klostergebäulichkeiten zu schildern, da die von Eglolf erbauten Räume viel zu enge geworden seien. Er wusste aber auch darzutun, dass die jetzige Stelle nicht der Platz sei, an dem das Kloster neu erstellt werden müsse. In beredten Worten entrollte er den Mönchen deren Nachteile: die nach allen Seiten eingeengte Lage, die Unsicherheit und den ewigen Span mit der Stadt. Er rief den Conventualen ins Gedächtnis, wie die Stadtleute mit bewaffneter Hand in das Gotteshaus eingedrungen seien; wie sie ihn in Gegenwart der eidgenössischen Gesandten verwundet und ihn getötet hätten, wenn er nicht in den Glockenturm geflohen wäre. Derlei Auftritte werden sich jeden Augenblick wiederholen, da sie mit der Stadt unaufhörlich, wegen hundert Sachen, in Streit geraten können und müssen, „als dick beschechen ist“. Wohin sollten sie in solchen Fällen ihre Archive, ihre Bücher, ihre Kostbarkeiten retten, da man nicht einmal die Zugänge zum Kloster verschliessen könne und alle Beamte: „cantzler, hofmeister, landtammann, schriber ald talman, underscriber, koch, keller, pfister, portner, winschenk, husknecht, margstaller, pfrunder“, wegen Nachbarschaft der Stadt deren Bürger seien und wegen der Vorliebe zu ihren Mitbürgern alles verraten.

Zudem sei zu bedenken, dass das Kloster jetzt völlig von der Stadt eingeschlossen sei. Wie würde es kommen, wenn die Stadt in einen Krieg verwickelt würde? Er, der Abt als Fürst, könne nicht zu seinen Leuten gelangen und seine Leute nicht zu ihm, als durch die Tore der Stadt und hierdurch nur mit Erlaubnis der Bürger.

Aber anderseits gerate durch den Mangel eines genügenden Abschlusses gegen die Stadt hin alles Mögliche in den Umfang des Klosterbezirkes, unsomehr, als sich „lichtfertig lütt und liederlich frowen und die, die lütt erstechend“, in die hart anstossende sogenannte Freiheit flüchteten und vom Kloster „essen und trinken wellend nur bi dem besten“; man solle nur an das „hüslin“ denken, das „darumb gemacht ist für söllich unrüb“.

Daneben aber schleiche sich allerlei fremdes Bettelvolk: „sy sygend pfaffen, mönch, fryhaitbuben, lichtfertig frowen und tobe lüten, das nimmer an end hat“, in den Hofraum, stehlen im Baumgarten Äpfel und Birnen, Kraut und Zwiebeln. Nicht einmal die Hühner und Pfauen seien vor den Hunden sicher und „die swin und derglich werden dick erschlagen und erschossen“.

Das alles aber bedinge, dass die Ruhe das Kloster fliehe und die Conventualen viel zu leiden hätten durch das immerwährende Geschrei, Fahren, Jauchzen, Pfeifen; auch werde zunächst dem Kloster mit Büchsen geschossen, „sy klepfen früeh und spat“, trompeten und werfen Steine, und selbst durch liederliche Frauen, „die nachts in das kloster pffend und umher schnurrend“, werden die Conventualen belästigt.

Diesem allem wüsste er nur abzuhelfen, wenn das Kloster mit einer Mauer dürfte umgeben und die Strasse, welche sich der Ringmauer nach vom Müller- zum Speiserthor hinziehe, samt dem ob derselben befindlichen Gang dürfte abgeschafft und ein neues Tor ausgedrochen werden. Das werde aber die Stadt weder für Geld noch gute Worte (beides sei schon oft versucht worden) zugeben. Aber auch dann wäre nicht allen Übelständen abgeholfen. Da es an allem Wasser fehle und die Stadt sich weigere, die Leitung über ihre Güter anzulegen, wären sie ständiger Feuersgefahr ausgesetzt. Zudem werden die Güter zunächst der Stadt in keiner Weise als des Klosters Eigentum respectirt. Auf dem Brül üben sich die Bürger im Schiessen, Steinstossen und Laufen, sitzen und tanzen im Heu, „so es am besten ist“, und weiden ihre Hühner und Gänse darauf. Die Waldungen zu Bruggen, im Watt und zu Rotmonten aber stehen schutzlos allem Frevel offen.

Die Lebensmittel müssten fast alle von der Stadt bezogen werden, namentlich die Fische müssten sie teuer erkaufen und dabei seien die Bürger noch „fast unlidig“. Das Kloster werde mit Zöllen auf Leinen und wollen Tuch beschwert und zu alledem verweigerten die Stadtleute die schuldigen Abgaben, „da sy nünt gen wend“.

Aus all den angeführten und noch manch andern Ursachen glaube er Grund genug zu haben, aus dieser Gegend zu fliehen, wie Jakob seinen Bruder Esau floh und auch Abraham und andere Propheten und Patriarchen es in ähnlichem Ungemach getan hätten.

Gewiss hätte auch der hl. Hausvater Gall das getan, „sin ruow ze suchen, siner sel zu trost und hail“.

Deshalb rate er allen seinen Nachkommen, Äbten und Convent, „die da gern Got dienen und ihr sel heil süchen, zü ruowen und der widerwertigkeit der von St. Gallen abkommen wellend“, einen andern Ort zu wählen, um ein Kloster zu bauen nach aller Ordnung und der Regel St. Benedicts, an einem Ort, „wo es gaistlich, komenlich, nützlich, trostlich, stark vor für und mit aller gelegenheit und mit den minsten kosten gemacht wirt“, an einen Ort, der nicht nur der Stadt St. Gallen, sondern auch der Stadt Wil, der Grafschaft Toggenburg, der Stadt Altstätten, dem Lande Appenzell und dem ganzen Rheintal „kommlich“ wäre. Als diesen Ort bezeichnete Abt Ulrich eine Wiese über dem Flecken Rorschach zwischen dem Schloss und dem Dorf, dass es von jedwedem „dry oder vier armbrustschütz langti“.

Und nun weiss er in begeisterten Worten die Vorzüge des neuen Bauplatzes zu rühmen. Er preist die herrliche Lage, „mit lust zu sechen den gantzen Bodensee und alles, was darumb gelegen ist, beide lender und stätt, ennet und diesent, wyt und preit“, und vor den Augen der lauschenden Conventbrüder baut er das neue Kloster auf, „das da ziente aller geistlichkeit und lustperkeit mit grosser zierd und würde“. Er verspricht den Geistlichen „kommliche“ Wohnungen, ein luftiges Dormitorium mit wohl gezierten Zellen „zu summer und zu winterszit“ und dazu jeglichem Bruder einen Garten hinter seiner Zelle und Wasser darin nach aller Lust der Gesundheit und „von guetter lufft“; ein geräumiges, hochgewölbtes Refectorium, ein abgeschiedenes, aber vom Dormitorium aus leicht erreichbares Siechenhaus, ein Pfrundhaus nach alter Lustbarkeit, wodurch viel Gut an das Gotteshaus käme und auch treffliche Leute, die da Gott bis an ihr Ende dienen wollten. Dem fügt er das Abteihaus an, das beiden gelegen

wäre, der Geistlichkeit und der Weltlichkeit, dazu das Rathaus und ein Richtigthaus mit einem guten Turm, um die Gefangenen darin zu verwahren, und ein Gasthaus zur Beherbergung der Gäste.

Dann spricht er von der Kirche und den Glockentürmen, vom Gemach für den grossen Kirchenschatz, von den feuersichern Gewölben für die Briefe, Rödel, Privilegien, Rechtsprüche, Minnsprüche etc.

Und daneben wäre genügend Platz zur Anlage von Scheunen, Ställen, Bindhäusern, Mühlen, Sägen, Schleifen, Hanfbrechen.

Das Ganze aber könnte abgeschlossen werden mit Mauern, mit starken Türmen, mit breiten Gräben, mit Bollwerk und „uffziehenden pruggen“.

Steine und Sand sind im Überfluss vorhanden und „fürbündig güt, wie man der begert zu hauen oder zu muren“; denn das Fundament ist ein steiniger Berg und ein „gut edel grau gestein und das gnüg zu ewigen ziten“. Auch mit roten Ziegeln zum Eindecken der Gebäude sei man vom nahen Vischbach her reichlich versehen und wohlfeiler, als wenn man sie zu Rorschach auf der Hofstatt brennte. Von Bregenz aber könne man billig Kalk und Bretter beziehen. Auch Holz zum neuen Gotteshaus wäre genügend im nahen Wald vorhanden.

Zwei Bäche dienen zum Treiben der Mühlen und zum Berieseln der Wiesen und fünf Röhren gutes Trinkwasser, „desglich in vier meil wegs wyt und preit kum ist“, wird allen Räumen des Klosters zugeleitet werden können und auch in Feuersgefahr von grossem Nutzen sein.

Zudem aber habe man viel freien Platz um das Gotteshaus herum, einen „Brühl“ anzulegen, grösser als der in St. Gallen, und fruchtbarer durch Heu und Emd, mit viel Apfel-, Nuss- und Birnbäumen, „dem gotzhus zu grosser lust, das darvon nit zu sagen ist.“ Und allenthalb, um und um, dem „gotzhus obenthalb, nebenhalb und darhinder“, wäre aus den anstossenden Gütern grosser Nutzen zu ziehen durch Obst und Frucht, durch Nüsse, Pfirsiche, Birnen, Äpfel, Räben und Rüben, „dadurch die herren viel ergötzlichkeit gewunnint“. Wenn man wollte, könnte man auch Wein pflanzen, da alles wohl gelegen wäre und gegen der Sonne Aufgang.

Von den benachbarten Bauernhöfen, die dem Gotteshaus eigen sind, fiele ein grosser Nutzen von Korn und Stroh ab, des man „gnüg gewänn ewigklich“. So könnte man auch mit Leichtigkeit einen Sennhof erstellen, so dass man nach Notdurft Schmalz, Käs, Zieger und anderes erhalten und bei 30 Kühen und Ziegen sömmern und wintern könnte.

Auch für die Fastenspeisen wäre gesorgt mit „fürbündig“ guten Fischen, „daran der gaistlichkeit viel gelegen ist“, durch Fischfang im anliegenden Bodensee oder durch Bezug der Fische und Krebse aus dem nahen Romanshorn und Salmsach. Durch die Fülle des vorhandenen Wassers aber seien leicht im Kloster grosse Fischgehalter anzulegen, dass man auch Fische hätte, wenn man im Bodensee keine fangen könnte „wegen ungestümmigkeit des winds“.

Ausser diesen für den Einzelnen und das behagliche Leben dienenden Annehmlichkeiten aber sei nicht zu übersehen die treffliche Lage des Ortes auch in Beziehung auf die Landesherrlichkeit. Der Bau würde ein „Beschluss“ des Landes, so dass niemand auf oder nieder könnte, ohne des Abtes Wissen und Gunst. Es wäre der Landschaft ebenso wohl gelegen, als dem Rheintal und allem Land unter St. Gallen.

„Komenlich“ sei es zu reiten und zu fahren, „und mit lützel kosten“, auf dem See und zu Land nach Constanz, Lindau, Überlingen, Buchhorn, Arbon, Romanshorn, Bregenz und beide Märkte zu St. Gallen und zu Lindau wären leicht von Rorschach aus erreichbar.

Wohl zu beachten sei auch die Nähe der drei Schlösser zu Wartensee, Sulzberg und Rorschach, die dem Kloster Schutz gewähren würden, und nicht vergessen dürfe man auch das Pfarrdorf Rorschach, das durch 2 Conventualen versehen würde, „das ain fundament der gaistlichkeit im dorf weri durch die bicht und ander ding.“ Auch hätte man vom Dorfe grossen Nutzen, da man dort in der Taverne des Klosters Wein aus den Rebbergen zu Goldach und Tübach verkaufen und vertreiben könnte. Darüberhin wären mit der Zeit auch die Zölle, das Umgeld, die Brot- und Fleischschau, das Kornmass, das Salzmass und andere Herrlichkeiten und Gewaltsamen zu erwerben.

Ganz unschätzbar aber sei die durchaus freie Lage, so dass sie in ihr Kloster ein- und ausgehen könnten, früh und spät, Tag und Nacht, ohne jemanden fragen zu müssen. Der Abt könne ungehindert mit seinen Lehenleuten verkehren und sie mit ihm und ungehemmt seine „gerechtigkeit üben und pruchen“.

So wird man in Rorschach ein ordentliches Leben nach der Regel Sanct Benedicts führen können. Die Brüder wird niemand in ihrer Andacht stören und das neue Kloster würde „ain kron und ain uffsechen aller klöster des Benedictenordens“, das zu St. Gallen „nit sin mag“; abgesehen davon, dass man dort mit 12—14,000 fl. kein Gotteshaus herzurichten vermöchte „das der gaistlichkeit ziemte“, denn alle Tage würde von der Stadt Einsprache erhoben. Mit der gleichen Summe aber baue man das Gotteshaus zu Rorschach „schie gar“.

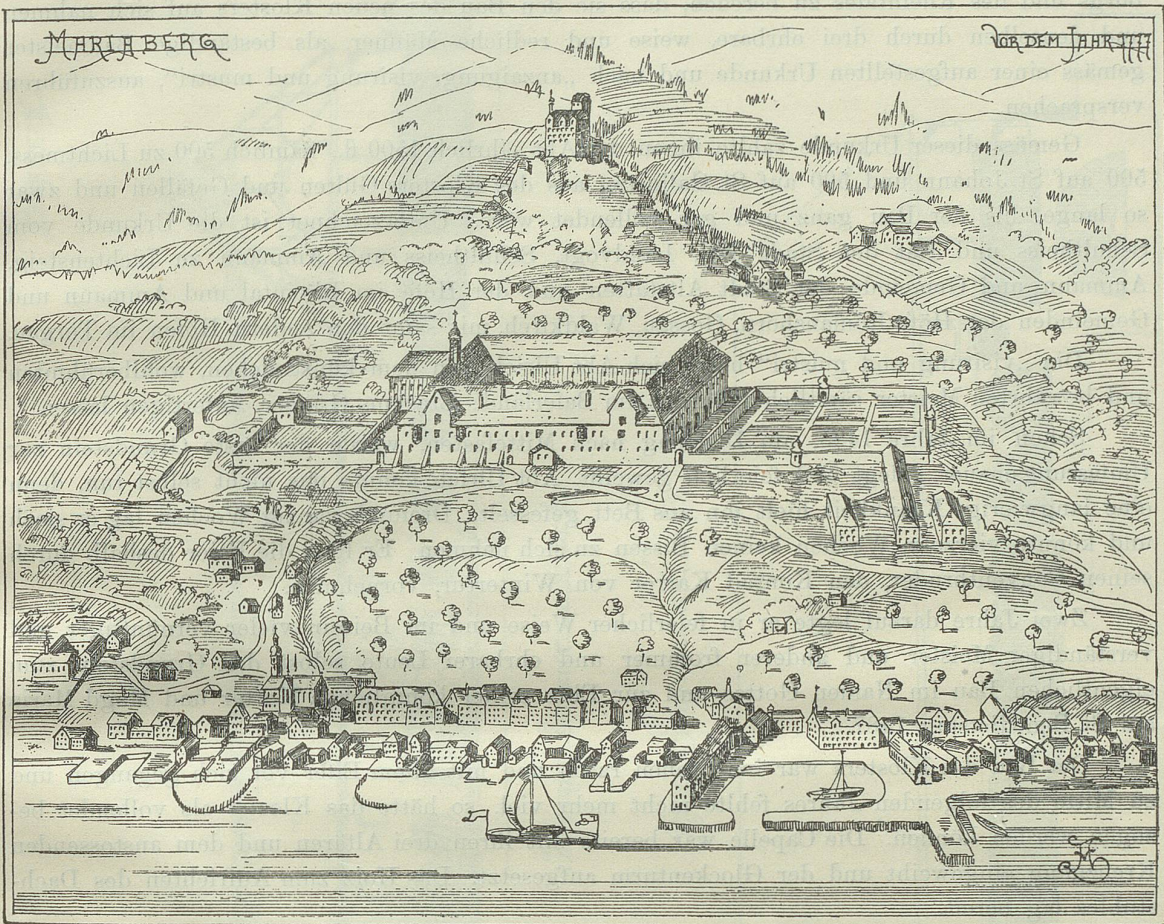
„Doch ist es nicht meine Absicht“, schloss der redegewandte Abt seinen weitschweifigen Vortrag, „die Grabstätte unserer hl. Vorfahren in St. Gallen ganz zu verlassen. Dieselbe soll immer noch als eine Propstei von einigen Conventualen bewohnt bleiben und dort ein „erber gotzdienst zu ewigen ziten“ gehalten werden. Auch soll nicht vergessen werden, des hl. Stuhles zu Rom, des hl. römischen Reichs, der Eidgenossen und des Generalcapitels Genehmigung einzuholen, „darzû uns behelfe die mütter Gotz, Sant Gall, Sant Otmar und alle Hailgen.“

Einstimmig zollte das Capitel den gewandten Ausführungen seinen Beifall und beschloss mit Einmüt, die Stätte des hl. Gallus, von der Not gezwungen, zu verlassen, um andern Ortes das ihm besser dienende Unterkommen zu finden.

Ulrich benutzte die günstige Stimmung seiner Conventualen und suchte unverzüglich beim Papste Sixtus IV. die Erlaubnis zur Verlegung des Klosters zu erwirken.

Bereits am 23. Mai 1483 langte die Bewilligung vom Papste in St. Gallen ein.





II.

Marienberg.

Schon im Jahre 1484 traf Ulrich die nötigen Vorkehrungen zu dem beschlossenen Bau, indem er im Flecken Rorschach an der gelegensten Stelle am See zehn alte Häuser niederreissen und an ihrer Stelle eine Schifflande, ein Kaufhaus, zwei Tavernen und ein Badhaus anlegte und alles durch zwei Tore beschliessen liess. Als er dann am 17. August 1485 von Kaiser Friedrich anlässlich seiner Anwesenheit in Constanz ebenfalls die Bewilligung zum Bau des Klosters erhalten hatte, fand er es an der Zeit, seinen Plan auch allen Gotteshausleuten samt den Gründen, welche ihn und das Capitel zu diesem Schritt bewogen hatten, kundzugeben. Er tat das in einer wohlaufergesetzten Schrift. Seine Untergebenen bezeugten über den beabsichtigten Schritt von Abt und Convent grosse Freude und versprachen dem Abte, dem Unternehmen nicht nur nichts in den Weg zu legen, sondern selbes mit besten

Kräften zu fördern. Ulrich wusste sogar die Gemeinden der alten Landschaft, des Toggenburgs und des Rheintales zu bereden, dass sie den Bau des neuen Klosters auf sich nahmen und denselben durch drei ehrbare, weise und redliche Männer, als beständige Baumeister gemäss einer aufgestellten Urkunde und nach „anzaigung, visirung und mustri“, auszuführen versprochen.

Gemäss dieser Urkunde zahlte ihnen der Abt jährlich 1500 fl., nämlich 500 zu Lichtmess, 500 auf St. Johann und 500 auf St. Gallustag aus des Klosters Gülten und Gefällen und zwar so lange, bis der Bau ganz und gar vollendet wäre. Unterzeichnet ist die Urkunde vom Schultheiss und Rat der Stadt Wil, Landvogt, Schultheiss und Ammann zu Lichtensteig, Ammann und Gemeinde der Stadt Altstätten und der Höfe im Rheintal und Ammann und Gemeinden der Höfe Romanshorn, Gossau, Waldkirch mit samt den andern Höfen im Turgau.

Die „visirung und mustri“ hatte sich Abt Ulrich von dem kunstreichen, wohlberühmten und bewährten Meister sämtlicher Bauten im Baierland: Erasmus Grasser, anfertigen lassen.

Schon im Jahre 1485, am Dienstag nach Mittefasten, wurde der erste Grundstein zur Umfassungsmauer gelegt und feierlich geweiht. Abt Ulrich konnte das nicht selbst tun, denn eine langwierige Krankheit hielt ihn ans Bett gefesselt. Dreiundzwanzig Wochen lag er siech und konnte vierzehn Wochen keinen Bissen zu sich nehmen. Er liess die Feier deshalb durch seinen Conventbruder, den Konrad Karrer von Wintertur, vornehmen.

Zwei Jahre darauf legte er in feierlicher Weise und im Beisein vieler vernünftiger und verständiger Meister und anderer frommer und ehrbarer Leute selbst den Grundstein zum eigentlichen Bau im Namen Gottes und zur Ehre seiner königlichen Mutter und Magd Maria am St. Benedictstag 1487.

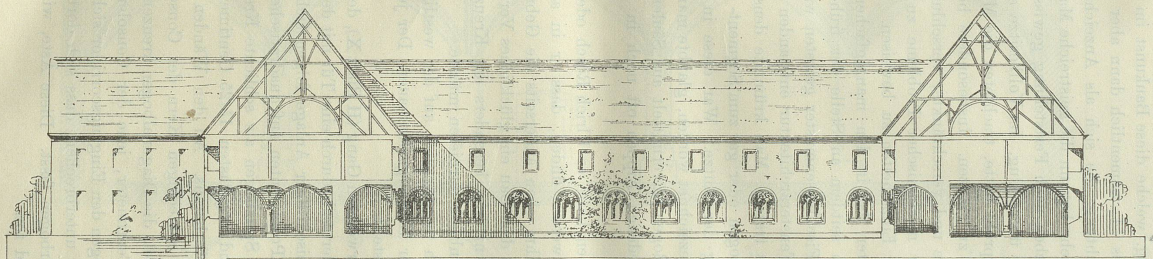
Der Bau des Klosters war inzwischen rasch und mit allem Eifer vor sich gegangen und zu Mitte des folgenden Jahres fehlte nicht mehr viel, so hätte das Kloster als vollendet bezogen werden können. Die Capelle war bereits mit ihren drei Altären und dem anstossenden Kreuzgang eingeweiht und der Glockenturm aufgesetzt. Das Holz zum Aufrichten des Dachstuhles lag bereit.

* * *

Es sei uns gestattet, an dieser Stelle eine Beschreibung des Baues einzufügen, wie er heutzutage besteht. Allerdings mag unter Abt Ulrich manches anders ausgesehen haben und noch nicht so vollendet gewesen sein, wie wir es jetzt vor Augen haben und wie das Kloster von seinen Nachkommen nach dessen gewaltsamer Zerstörung wieder aufgebaut und ausgebessert worden ist (vgl. den Grundriss); aber im grossen und ganzen wird sich das Bild von dazumal nicht stark verschieben, denn es ist nichts bekannt, dass an Stelle von Grasser's Plänen irgendwann absichtlich andere gesetzt worden wären.

Die Anlage bildet ein regelmässiges Rechteck, im Äussern von 78 Meter Länge und 60 Meter Tiefe. Die Hauptfäçade wendet sich gegen Norden. Das Centrum bildet der Kreuzgang mit einem ebenfalls rechteckigen Hofe von 42,6 Meter Länge und 35,1 Meter Tiefe. Der südliche Flügel desselben besitzt keine Anbauten, dagegen schliesst sich den 3 übrigen Corridoren jedesmal eine regelmässige Folge von zweigeschossigen Bauten an.

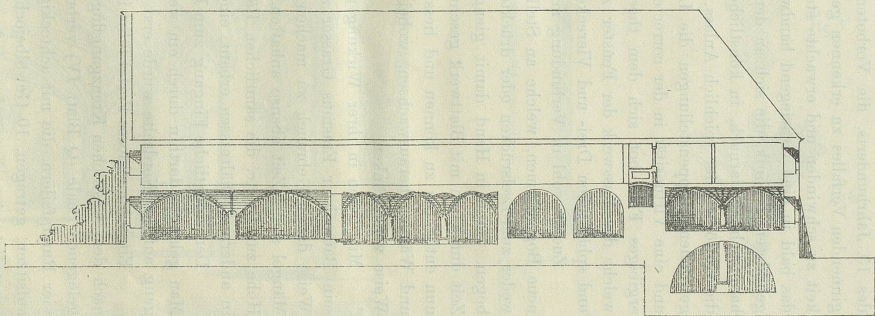
Zur Zeit, als Abt Ulrich regierte und sich zu seinem Klosterbau anschickte, herrschte in der Kunst noch immer der gotische Styl, der seine Triumphe zuerst in Frankreich, nachher in Deutschland, namentlich in den Rheinlanden gefeiert und in dem Dom zu Cöln seine reichste



8.

LÄNGEN-SCHNITT von A nach B

QUER-SCHNITT von C nach D



Blüte getrieben hatte. Auf die glänzende Entwicklung, welche diese Baukunst im 13. und 14. Jahrhundert erreicht hatte, folgten schon zu Ende des 14., namentlich dann aber zu Anfang des 15. Jahrhunderts, die Vorboten einer neuen Richtung, die sich als Anzeichen des beginnenden Verfalles zu erkennen geben. Mehr und mehr begann die geistreiche Mannigfaltigkeit zu schwinden und erwachte statt dessen das Streben nach Feststellung gewisser Regeln, das bald in eine vorwiegend handwerkliche Richtung überschlug. Im Vollbesitze einer hochgebildeten Technik, die sich an den ältern Bauten erprobt hatte, trachteten die Meister jetzt hauptsächlich darnach, in künstlichen Constructionen zu glänzen. Insbesondere boten ihnen die Gewölbefelder reichlich Anlass, durch complicirte und verschränkte, verschlungene und gewundene Rippenstellungen die Lösung schwieriger mechanischer Probleme zu versuchen und eine Virtuosität in der correcten Ausführung der Einzelheiten zu beweisen. Ein gleich ergibiges Feld bot sich dem theoretisirenden Meister dar in den mannigfachen Formen, welche das Masswerk der Fenster zuließ, namentlich seitdem an Stelle der frühern Kreise und sphärischen Drei- und Vierecke das bewegliche Fischblasenmuster getreten war.

Zuerst wohl in Verbindung mit dieser reichen Fensterarchitektur entstanden dann auch neue Bogenformen, welche an Stelle des Spitzbogens traten. Man krümmte denselben entweder zum Eselsrücken oder drückte ihn zum Tudorbogen oder gar zum Segment- oder Stichbogen. Hand in Hand damit gieng die Veränderung der Stütze. War diese in der guten Zeit durch ein mit Blattwerk geschmücktes Capitäl bezeichnet worden, glaubte man desselben nun entbehren zu können und liess schliesslich die Bogen unvermittelt aus Säulen, Pfeilern und Wänden herauswachsen, wobei sich die verschiedenen Rippen oft noch in künstlicher Weise verschränken.

Mit diesen in ihrer Wirkung reichen Kunstformen hatte es Ulrich Rösch oder vielmehr sein Baumeister Erasmus Grasser zu tun, und wir werden finden, dass er in ausgiebigster Weise davon Gebrauch zu machen verstand, wenn ihm eben anderseits die Gebrechen und Mängel seiner Zeit ebenso anhaften. Durchwegs fehlt dem Bau ein glückliches Verhältnis der Höhe zur Breite, die sämtlichen Räume sind viel zu niedrig, besonders der Kreuzgang, der, in andern Verhältnissen erbaut, einen prachtvollen Anblick darbieten müsste.

Der eigentliche Eingang zum Kloster befand sich ursprünglich auf der westlichen Seite. Man gelangte dorthin durch ein weites Tor neben der Klostergartenmauer. Der jetzige Eingang auf der Nordseite wurde erst im Jahre 1777 erstellt.

Ein schmuckloses Portal führt in einen tonnenüberwölbten Gang (H Blatt X), der einesteils nach dem westlichen Kreuzgangflügel ausmündet, andernteils durch eine Tür mit dem nördlich gelegenen Saale (Q Blatt IV) verbunden ist. In zweischiffiger Anlage folgen sich hier, von vier Rundpfeilern, die mit achteckig aufgeschweiften Postamenten auf quadratischen Plinthen aufsitzen, getragen, 10 Gewölbejoche, im gedrückten Spitzbogen als schlichte Kreuzgewölbe construiert. Aus den Säulen wachsen die gekehlten und abgefasten 15/25 Centimeter starken Rippen ohne Vermittlung eines Capitäles unvermittelt heraus. An den Wänden sitzen sie auf profilirten Consolen auf, resp. wachsen aus dem achteckigen Kern der Console heraus. Das Profil der Gurtbögen überschneidet sich am Scheitel, die Diagonalbögen kreuzen sich ohne Schluss-Steine. Die Höhe der Säulen beträgt 290 Centimeter, jene der Consolen 260, die Scheitelhöhe der Gewölbe 450 Centimeter. Bei der gegen den Eingangscorridor sich öffnenden Türe ist die regelmässige Folge des Gewölbes derart unterbrochen, dass sich dort die Gurtrippe in 2 Äste verzweigt und zwischen sich den Türbogen fasst. Diese Äste, wie auch die Diagonalrippen, laufen sich unvermittelt an der Wand tot.

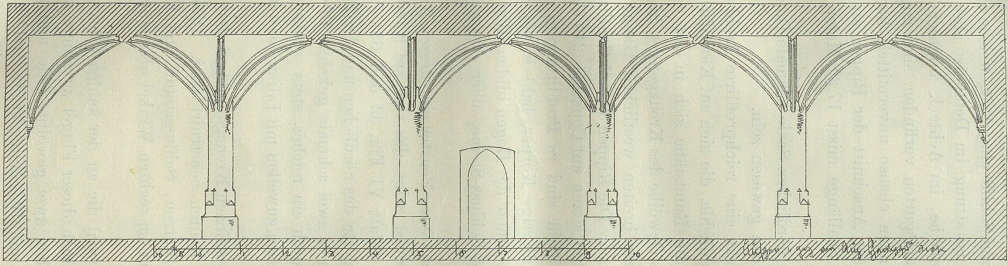


Fig. 2

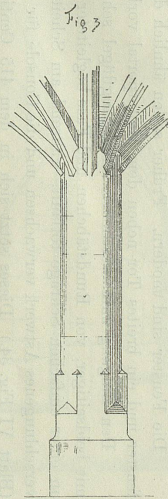
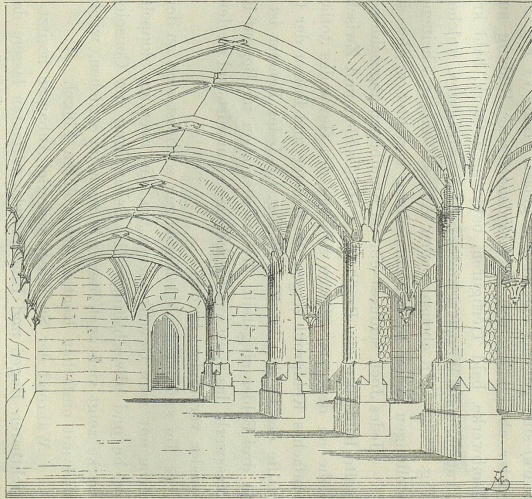


Fig. 3

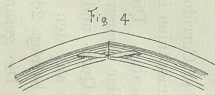


Fig. 4

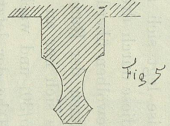


Fig. 5

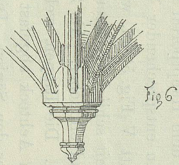


Fig. 6

Die Beleuchtung wird jetzt durch fünf breite Flachbogenfenster besorgt. Früher sollen nur vier schmale Doppelfenster vorhanden gewesen sein. In das fünfte Joch führte direct neben dem Hauptportal ein breites Tor.

In entsprechender Weise legt sich an den Corridor nach Süden hin eine zweite Halle (J Blatt V Fig. 5) an, wie diese durch drei Rundsäulen in zwei Schiffe eingeteilt, welche ebenfalls mit schlichten Kreuzgewölben überdeckt sind. Die Ausstattung im Detail ist aber bedeutend einfacher. Als Stützen der Rundpfeiler dienen einfache, im Achteck aufgeschrägte Sockel. Die Rippen, welche sich nur an den Quer- und Längsgurten vorfinden, sind nur im halben Achteck abgefast (25/30) und wachsen aus den Wänden ebenso unvermittelt heraus, wie aus den Säulen. Die Höhe der letztern beträgt 260, der Anschnitt der Rippen an der Wand 220, die Scheitelhöhe 430 Centimeter. Die gesamte Saallänge misst 17,20 Meter, die Breite 10,5 Meter.

Die Fenster sind modern. Früher sollen ähnlich dem nördlichen Saale schmale Doppelfenster und ein breites Tor neben dem Hauptportal vorhanden gewesen sein.

Den Eingang zum westlichen Kreuzgangflügel schmückt eine reichprofilirte Archivolte mit beidseitiger, von Rundstäbchen und Fase begleiteter Hohlkehle, die sich auf Kämpferhöhe an einer einfachen Schräge totläuft, während am Scheitel die Rundstäbe sich in ein reichverschlungenes Astwerk verwachsen und die Console für das Gewölbe des Kreuzganges bilden. (Blatt VI Fig. 34.) Dieses setzt sich in dem 415 Centimeter breiten westlichen Gange aus einer zickzackförmigen Folge von einfachen Rauten zusammen. Die Rippen (15/25 Centimeter stark) sind gekehlt und vorn abgefast. (Blatt VI Fig. 28.) Sie sitzen auf Consolen (210 Centimeter ab Boden) von verschiedenartigster Bildung auf. Bald sind es Profilirungen, bald Laubwerke, bald Tierfiguren, bald ein Astwerk, bald krystallartige Körper, bald Köpfe, bald Fratzen, bald Wappenschilder, bald Engelsfiguren, welche die Stütze der Bogen bilden (Blatt VI Fig. 1—25). In ebenso reicher Abwechslung erscheinen die Schluss-Steine, über deren Darstellungen später im Zusammenhang berichtet werden soll.

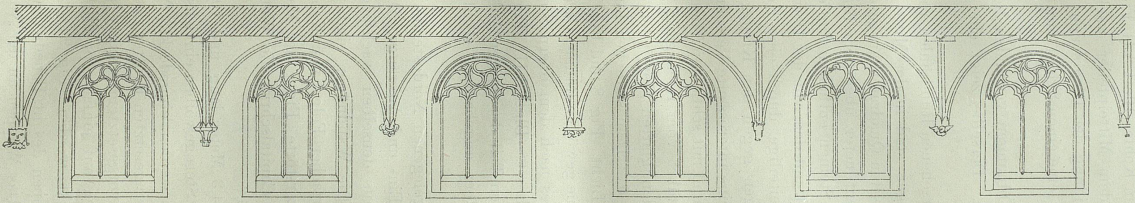
Jedes Joch schliesst ein im Rundbogen abgeschlossenes weites Fenster ein, dessen Archivolte beidseitig ein Profil aus 2 Hohlkehlen und Zwischenwulst zeigt, das sich auf Kämpferhöhe an der ganz glatten Schräge des Gewändes totläuft (Blatt VI Fig. 32 und 33). (Ein einfaches Kehlprofil zeigen die Fenster und Bögen der Osthälfte des nördlichen und der Nordhälfte des Ostflügels; Blatt V Fig. 1.) Jedes Fenster ist durch zwei schmale gekehlte Pfosten in drei Felder eingeteilt, die jeweilen oben im Bogenfeld durch ein reiches, stets wachsendes Masswerk, das meist aus Fischblasen combinirt und an den Nasen zuweilen mit Lilien besetzt ist, wieder verbunden werden.

Im rechten Winkel abgebogen schliesst sich an den westlichen Kreuzgangflügel der südliche mit zehn Gewölbejochen an, die aber aus doppelten Rauten construiert sind. Dieselbe reiche und abwechslungsvolle Behandlung der Consolen, Stützen, Schlusssteine und Masswerke zeigt sich auch hier, wie auch im östlichen, wiederum im rechten Winkel abgebogenen und mit einfachen Rauten überwölbten Flügel.

Während der Südfügel keinerlei Anbauten besitzt, obwohl die an der kahlen Rückwand sichtbaren Bogen und Binderstücke vermuten lassen, dass auch dieser Flügel zu einem zweigeschossigen Anbau bestimmt war, legen sich dem östlichen zwei gewölbte Säle und zwei kleine Räume an. Der südlich gelegene, 14,9 Meter lange und 10,5 Meter breite Saal (H) ist durch einen schwerfälligen, an den Kanten abgefasten Pfeiler in vier langgestreckte flachbogige Kreuzgewölbefelder abgeteilt. Die Rippen, deren Profil bei den Gurtungen aus Kehle

Крестовый свод Fig 1

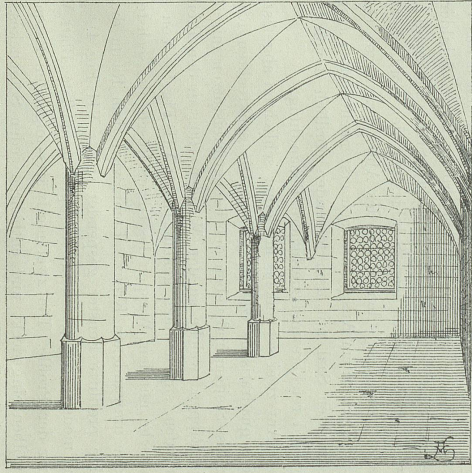
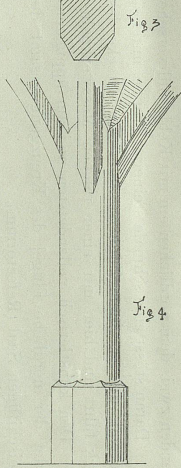
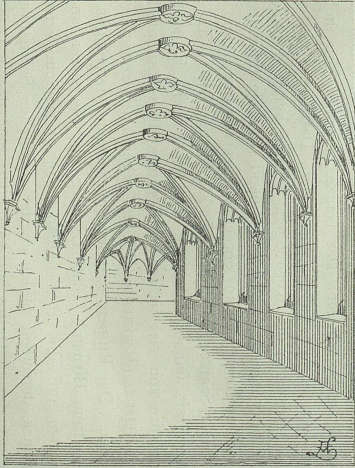
Вид с



Крестовый свод Fig 2

Архивный свод Fig 3

Свод Fig 5



Свод Fig 4

und Fase (Blatt VII Fig. 7), bei den Diagonalen aus einer einfachen Kehle (Blatt VII Fig. 9) besteht, laufen an den Wänden, hinter leeren Schildern tot; aus dem Mittelpfeiler wachsen sie unvermittelt heraus. Vier Schluss-Steine zieren die Durchschneidung der Diagonalen. Die zwei südlichen haben leere Schilde, von den nördlichen enthält der eine einen Schild mit dem Bären, der andere den Schild des Abtes Franz von Gaisberg.

Zwei, allem Anscheine nach erst nachträglich ausgebrochene Öffnungen verbinden diesen gedrückten Saal mit dem folgenden nördlich davon liegenden (B). Derselbe zeigt eine bedeutend reichere und zierlichere Behandlung.

Auf zwei schlanken, mit einer schlichten abgefasten Basis versehenen Rundsäulen ruhen sechs quadratische Gewölbejoche. Die senkrechten Rippenkreuzungen sind in der Mitte mit Schluss-Steinen und neben den beiden Freistützen mit übereck gestellten Quadraten ausgesetzt. Die Rippen, welche an den Wänden 190, an den Pfeilern 235 Centimeter über dem Boden totlaufen, sind einfach gekehrt (Blatt VII Fig. 9). Von den Schluss-Steinen enthalten fünf eine Tartsche mit dem Wappen des Ulrich Rösch, der sechste einen Engel, mit dem von der Dornenkrone umwundenen Kreuz. Licht wird dem Raum durch drei zweiteilige, durch eine Hohlkehle profilirte Fenster gespendet (Blatt VII Fig. 4). Die Öffnungen gegen den Kreuzgang sind modern, dagegen zeigt die spitzbogige Tür (Blatt VII Fig. 5) eine interessante Verschränkung der Profile. Die zwei nordwärts folgenden Räume C und D sind mit schlichten Tonnengewölben eingedeckt und entbehren jeden Schmuckes. In jeden führt vom Kreuzgang her eine spitzbogige Tür, deren gekehltes Archivoltenprofil sich an den glatten Gewänden auf Kämpferhöhe totläuft und am Scheitel verschränkt. (Blatt VII Fig. 6.) Dem südlichen Raum spenden zwei, dem nördlichen ein mit Kehlprofil versehenes Fenster Licht. (Fig. 8 und Fig. 10.)

Daran stösst eine schmale steinerne Treppe, unter sich zwei kleine gewölbte Räume (Carcer) bergend, die in einem Zuge von der Nordostecke des Kreuzganges nach dem obern Stockwerk führt und hier mit einer reichen Masswerkbalustrade abschliesst. (Blatt VIII, Fig. 2.)

Den künstlerisch vollendetsten und am tüppigsten ausgestatteten Teil der ganzen Anlage bildet der nördliche Flügel des Kreuzganges samt dem an denselben angebauten, ebenfalls zweischiffigen Saal (Refectorium).

Schon der Eingang zu letzterm von dem drei Stufen tiefer gelegenen Nordostende des Kreuzganges aus ist bedeutend reicher behandelt, als alle andern Ein- und Ausgänge. Dreifaches Stabwerk schmückt die Türpfosten und den unmittelbar aus denselben wachsenden gedrückten Spitzbogen. Das Ganze umrahmt eine hohe Blende. Die Wandungen sind mit (jetzt leeren) Tabernakeln ausgesetzt. Darüber wölbt sich mit vierfacher Folge von Kehlen und Rundstäben der Korbboogen. Dem Scheitel desselben ist die (zerstörte) Figur der Mater dolorosa vorgesetzt. Ein Spruchband, das sie umwallt, enthält in Capitalschrift die Worte: „Quociens hunc gladium cor ejus senserat pium. Anno domini 1513.“

Der Saal selbst (Blatt IX, Fig. 2 und Blatt VII, Fig. 1) ist 24,3 Meter lang und 10,55 Meter breit, daneben aber nur 4,14 Meter hoch. Er ist mit 10 quadr. Sternengewölben einfachster Form, die von vier in der Mitte aufgestellten Rundpfeilern getragen werden, eingedeckt. Nur an der Ostwand wird die Regelmässigkeit des Gewölbes wegen der eingesetzten Fenster unterbrochen. Die Rippen bestehen aus einem viereckigen Kern mit vorgesetztem, concav geschweiftem Birnstab (Blatt IX, Fig. 10). Sie sitzen an den Wänden auf einfach profilirten Consolen auf, die aber beinahe ganz von Schilderpaaren verdeckt werden (Fig. 9). Den Schmuck derselben bilden an der westlichen Schmalwand das Wappen des hl. Benedict, das Wappen des hl. Gallus, gepaart mit jenem des hl. Otmar (Fig. 8). Das Wappen an der Nord-

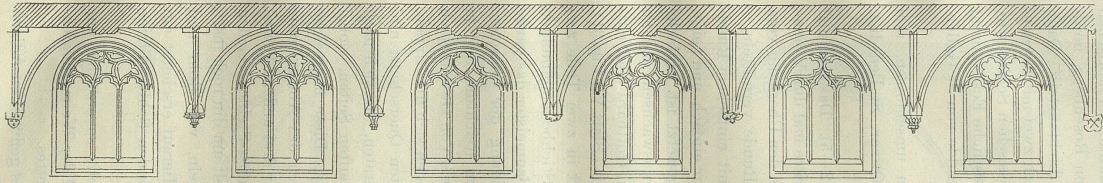
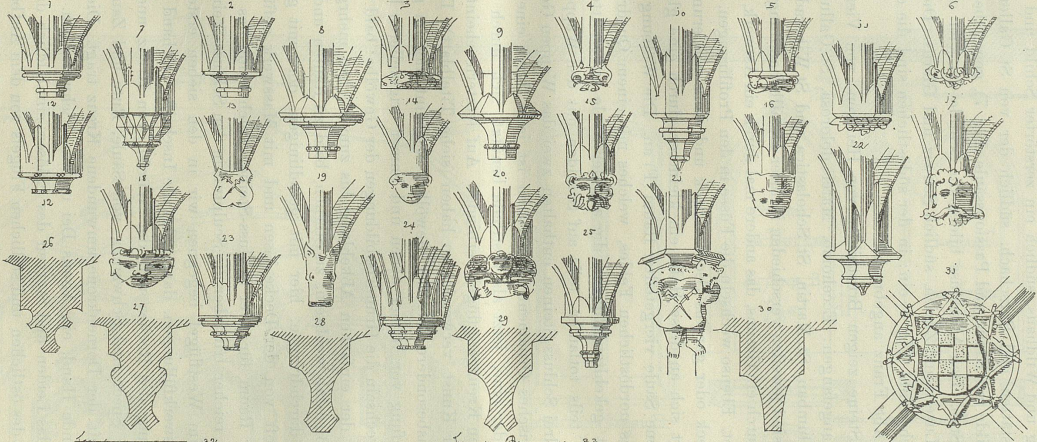


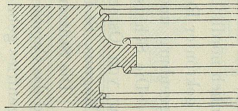
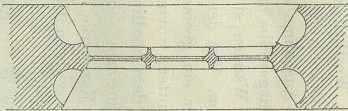
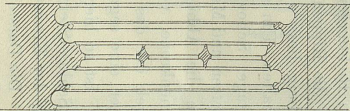
Abbildung eines Kreuzkapitels



HEINRICH VON HEIMANN 32

HEINRICH VON HEIMANN 33

34



BRUNNEN

westecke ist unbekannt. Es folgen an den Längswänden nördlich die Schilde der äbtischen Herrschaften Iberg und Wildhaus, südlich ein zerstörter Schild und der von Rosenberg, nördlich der von Altstätten und Rorschach, südlich der von St. Gallen und Lichtensteig. Dann nördlich zwei Schilde mit Kreuz und Passionssäule (Fig. 7), gegenüber südlich zwei mit Dornenkrone, Ysop und Stab. Den Abschluss bilden die Schilde der vier eidgenössischen Schirmorte, nämlich nördlich Luzern und Zürich, südlich Schwiz und Glarus. Die nordöstliche Ecke nimmt ein gekrönter Reichsschild (Fig. 8) ein; in der südöstlichen sind die drei Schilde von St. Gallen, Toggenburg und Abt Franz angebracht.

Die Schluss-Steine zeigen Brustbilder von Heiligen, von Vierpässen umschlossen, und zwar von Osten angefangen: Eccehomo, Mater dolorosa, St. Gallus, St. Otmar, St. Benedict, St. Magnus, St. Columban, St. Martin, St. Scholastica und St. Wiborada.

Die Stützen sind jeweilen verschieden in ihrer Detailbehandlung (Fig. 2—5). Das eine mal wird das Capital durch ein Gesims, das andere mal durch ein Astwerk, das dritte mal durch einen Bogenfries gebildet. Ebenso wechseln die Füsse in den Profilierungen, welche den Übergang vom Runden ins Achteck oder gar ins Sechszehneck und dann wiederum ins Runde vermitteln.

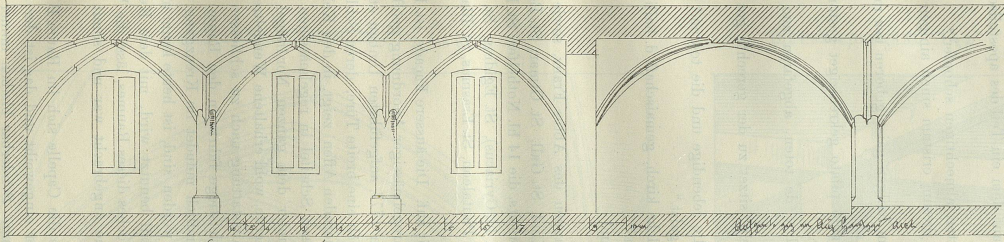
Westlich legt sich an diese Halle ein kleinerer, durch eine glatte, mit einfachem Rundstabsockel versehene Säule viergeteilter Raum (F) an. Die Wölbung ist sehr einfach und zeigt, mit Ausnahme des nordöstlichen Feldes, welches mit einem Quadrat ausgesetzt ist, einfache Kreuzgewölbe mit gekehlten Rippen, die aus der Säule unvermittelt herauswachsen und an den Wänden sich teils totlaufen, teils auf Schilden mit den Wappen von Gotthard Giel aufsitzen. Von den drei Schluss-Steinen enthalten zwei das Wappen Gotthards (Blatt VI, Fig. 31), einer ein geometrisches Ornament. Der Raum ist jetzt durch eine Wand in zwei Teile zerschnitten, wovon der eine, jetzt als Vestibule benützt, sich durch zwei Stichbogenöffnungen mit dem nördlichen Kreuzgangflügel verbindet. Auf letztern scheint der Baumeister das ganze Raffinement seiner Kunst verwendet zu haben (siehe Titelblatt). Die Bildung der Consolen, der Masswerke, insbesondere aber der Gewölbe, erscheint hier im grössten Reichtum und in einer wahren Häufung von immer neuen und immer originelleren Formen. Von Gewölbejoch zu Gewölbejoch wechseln die Grundrissbildungen der Gewölbe; bald verbinden sich die Rippen, deren Profile von der einfachen Abkehlung bis zum reichen mehrgekehlten Querschnitt und aufgesprungenen Birnstab wechseln, zu Sternen, bald zu Rauten und Quadraten, die sich nach allen Richtungen durchdringen, hier mit geradlinigen, dort mit geschweiften Seiten, wobei sich die Rippen oft von der Decke lösen und mit Masswerk gefüllt sind. Diese überreiche Bildung liess nur Raum für zwei Schluss-Steine, welche beide das Wappen des Abtes Franz enthalten. Um so reicher tritt aber die Sculptur in den Schluss-Steinen der drei andern Flügel zu tage. Schon im Westflügel begegnen wir in den sieben ersten Schluss-Steinen reichen Rosetten und Masswerkfüllungen, dann folgt die Inschrift: „si hand gespielt um din rock ihs.“, dann die Abbildung des Rockes und der Würfel, von Kreuz und Nägeln, von Rohr und Dornenkrone, von Speer und Schwamm, von Säule, Rute und Zange. Hierauf erscheint ein Engel, der das mit der Dornenkrone umwundene Kreuz trägt. Die folgenden Schluss-Steine zeigen eine segnende Hand, ein Agnus Dei und das Schweisstuch.

Ist so hier das Leiden und Sterben des Erlösers sinnbildlich dargestellt, so erzählen uns die Schluss-Steine des östlichen und südlichen Flügels von dem Aufbau und der Weiterentwicklung der Kirche in den Evangelisten, den Aposteln und den Heiligen Gottes.

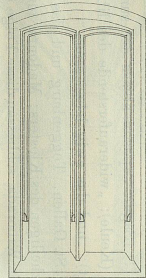
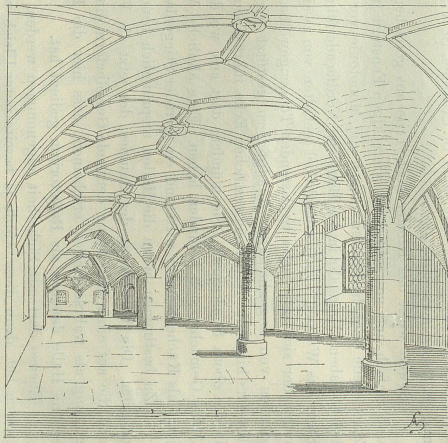
Die Darstellung beginnt mit den bekannten Symbolen des Engels, des geflügelten Adlers, des Stieres und des Löwen. Dann folgt Christus, in den Händen die Weltkugel, und nun

SÄULE B (CAPILLER) Fig. 1

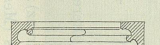
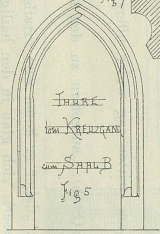
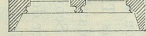
SÄULE A Fig. 2



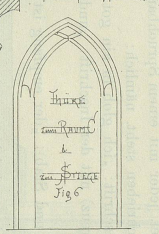
SÄULE A & B. Fig. 3



FENSTER IN SÄULE B Fig. 4



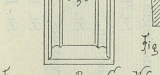
FENSTER IN SÄULE B Fig. 5



FENSTER IN SÄULE B Fig. 6



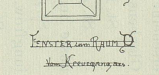
FENSTER IN SÄULE B Fig. 7



FENSTER IN SÄULE B Fig. 8



FENSTER IN SÄULE B Fig. 9



FENSTER IN SÄULE B Fig. 10

Profil des Capitelrippen an Säule H.

Profil der Rippen an Säule A & B.

FENSTER IN SÄULE B am Kreuzgang.

erscheinen die zwölf Apostel, jeder mit einem Spruchband, auf dem ein Teil des apostolischen Glaubensbekenntnisses geschrieben steht, nämlich:

St. Petrus mit der Inschrift: „ich glob in ain got vatter, almechtigen schopfer.“

St. Andreas (Schrägkreuz) mit der Inschrift: „und in jhesum cristum sinen ainigen sun unsre here.“

St. Jacobus (Muschel und Stab): „der empfang ist vom hailgen gaist geboren usz maria iungfrow.“

St. Johannes Ev. (Schlangenkelnch): „geliten under poncio pilato gekreuziget gestorben un begra.“

St. Thomas (Speer): „am dritten tag wider ufferstand v. de toten, abgefahren zuo der hollen.“

St. Jacobus der ältere (Stab): „aufgefarn zu den himeln, sitzet zu der gerechte got des vatters“ 1512.

St. Philippus (Kreuz): „daher er kome wirt vrtailen die lebendige und die todten.“

St. Bartholomäus (Messer): „ich glab in den hailigen gaist.“

St. Matthäus (Streitaxt): „die hailige gemaine christenliche kirch, gemaischaft d. hailige.“

Simon avianeus (!) (Säge): „apostol. ablasz der sunden.“

Judas Thaddäus (Keule): „widerauferstende des lib“ und

St. Matthias (Axt): „und das ewig leben amen.“

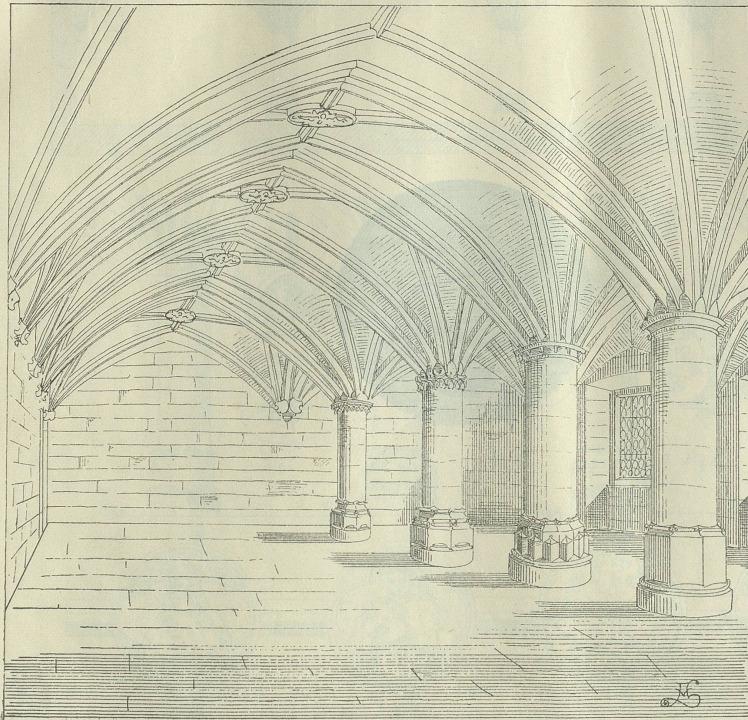
Die Schilde von St. Gallen, Toggenburg und das Wappen des Abtes Franz, sowie die Brustbilder der Schutzheiligen des Klosters: Madonna mit Kind, St. Gall, St. Otmar, St. Benedict, St. Notker und St. Wiborada, schliessen diese Folge einerseits, die 14 hl. Nothelfer: St. Barbara, St. Katharina, St. Margareta, St. Mang (an Stelle des hl. Cyriacus), St. Egidius, St. Eustachius, St. Achacius, St. Dionysius, St. Cristoffel, St. Vit, St. Pantaleon, St. Erasmus, St. Blasius und St. Georg anderseits ab.

Soweit weist das Kloster noch Teile aus gotischer Zeit auf. Die äussere Façade ist kahl und einfach und mit schlichten, viereckigen Fenstern in unregelmässiger Anordnung geöffnet. Zwei steile Giebelaufbauten mögen die Monotonie vor dem 1777 aufgeführten Umbau etwas belebt haben. Ungefähr in der Mitte der Nordfaçade führt noch eine breite Türe, deren Schlussstein das Wappen von Gotthard Giel (gehalten von zwei kauernenden Affen) zeigt, in den Kellerraum, der sich mit einem tieflastenden Tonnengewölbe, dessen Scheitel in regelmässigen Abständen von ungegliederten Rundpfeilern gestützt wird, unter dem ganzen Nordflügel des Klosters hinzieht. In der südwestlichen Ecke führt eine steinerne, wohl erhaltene Wendeltreppe in die obern Stockwerke. Sie mündete dort aus, wo der Ausstattung nach zu schliessen des Abtes Gemächer sich befunden haben. Eine ähnliche Wendelstiege führte in den Raum, der jetzt als Küche benutzt wird und ein gerader Stiegenlauf endlich mündet im Kreuzgang aus.

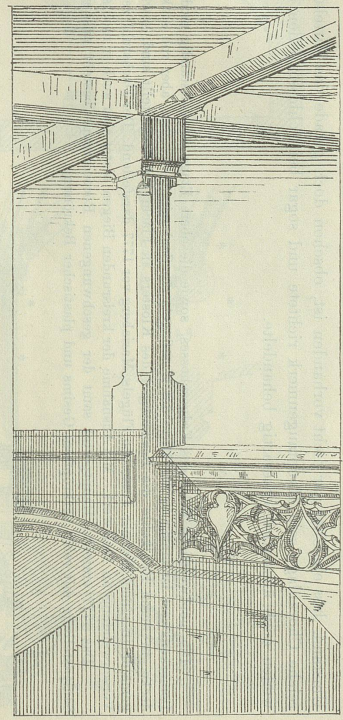
Zu bestimmen, wozu die Hallen ursprünglich benutzt worden sind, ist heute kaum mehr möglich. Die Verbindung des Raumes, der jetzt als Vestibül benutzt wird, mit dem Keller und die auf einen Rauchfang deutende Gewölbeform eines Joches dieses Raumes, lässt die Vermutung als wahrscheinlich erscheinen, dass hier die Küche angebracht war und somit die schöne Halle daneben als Refectorium gedient hat.

Ebenso darf mit Sicherheit angenommen werden, dass die Capelle sich im Raum B befunden hat, denn diese wurde ja bereits unter Ulrich wieder eingeweiht und das ist der einzige Raum, in dem sein Wappen nachgewiesen werden kann. Sonderbar bleiben immer die unschöne Form, die für eine Klosterkirche merkwürdig kleinen Raumverhältnisse und der

SAAL E (REFECTORIUM) Fig. 1



TREPPENAUFGANG Fig. 2



Umstand, dass ein Chor gar nicht vorhanden ist, obschon doch gerade das Mittelalter auf eine reiche Choranlage sein Hauptaugenmerk richtete und sogar bei Schlosscapellen den Chor je-
weilen auch äusserlich erkerartig behandelte.

* * *

Die nordwestliche Ecke des Erdgeschosses, sowie die obere Etage ist vollständig modern ausgebaut. Bemerkenswert ist einzig in der Mitte des Westflügels ein Saal mit überreicher, aber roh stukkierter Rococo-
decke, in deren Hohlkehle die Besitzungen des Klosters in Flachrelief dargestellt sind, sowie ein Decken-
gemälde in einem Zimmer desselben Flügels, Mariaberg vor 1777 darstellend. Der Dachstuhl zeigt eine reiche
Verschwendung an Holzwerk. Mit Ausnahme der kreisrunden Biegen bietet aber auch er nichts Interessantes.

Das 1777 erstellte Hauptportal samt der geschwungenen Rococotreppe besteht aus einer doppelten
Säulenstellung mit reich verkröpftem Gesims und plastischer Bekrönung.

* * *

Nach dieser Abschweifung kehren wir nun wieder zu den geschichtlichen Begebenheiten
zurück.



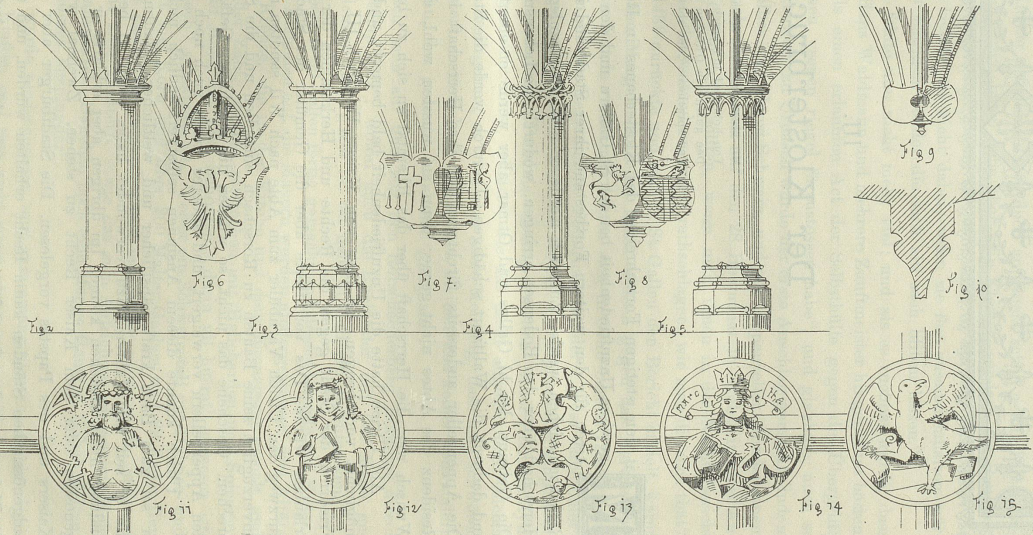
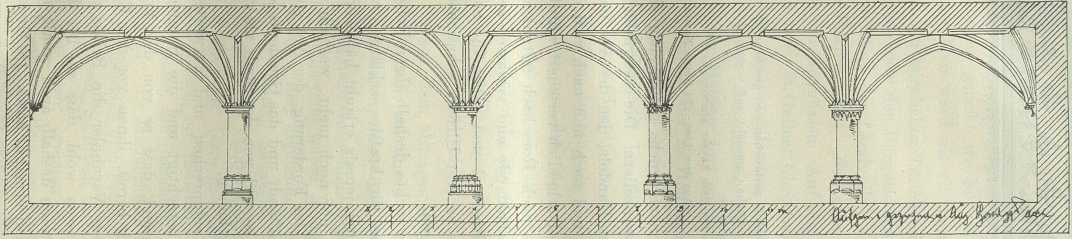


Fig. 2

Fig. 6

Fig. 3

Fig. 7

Fig. 4

Fig. 8

Fig. 5

Fig. 9

Fig. 10

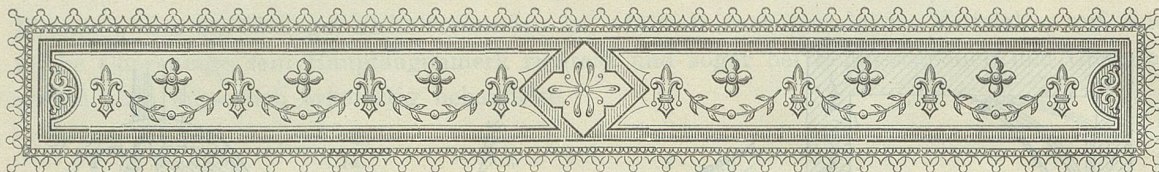
Fig. 11

Fig. 12

Fig. 13

Fig. 14

Fig. 15



III.

Der Klosterbruch.

Mit übermuet hand si das gotzhus zerbrochen und geschenndt,
Von holz und murwerch vil costlichait zernicht und verbrennt,
Den guten win truncken si allen us
Und sprachent: „der abbt machte dem kayser ain rophus.“

(Aus dem Lied: „In Gottes Namen.“)

Mit dem stetigen Fortschreiten des Klosterbaues in Rorschach wuchs gleichzeitig eine gewisse Unzufriedenheit bei den St. Gallern und den Appenzellern. Die erstern fürchteten für den weitem Fortbestand ihrer Stadt und ihres Handels, den der Abt nach Rorschach ziehen werde. Zugleich werde er neue Zölle anlegen und nach und nach sich die Herrschaft über den Bodensee erringen, wodurch die Lebensmittel erheblich verteuert würden. Die Gebeine des hl. Gallus und Otmar aber werde er ebenfalls nach Rorschach mitnehmen und dadurch die Wallfahrt schädigen. Dadurch werde die Stadt bald öde und verlassen sein. Die Appenzeller anderseits fürchteten für ihre Herrschaft im Rheintal und sahen die nahe Residenz des Abtes nicht gerne; denn sie wussten wohl, dass es Abt Ulrichs sehnlichster Wunsch war, die Herrschaft über das Rheintal an sich zu bringen.

Abt Ulrich hatte die Unzufriedenheit bald bemerkt und versuchte deshalb ihren Folgen möglichst vorzubeugen. Er liess von Kaiser Friedrich III. alles für kraftlos erklären, was Friedrich der Stadt gegen die Rechte und Herkommen der Abtei jemals erlaubt hätte oder erlauben würde. Das verbitterte aber die Gemüter der Städter nur noch mehr; weshalb sie kurzweg den Ulrich Varnbüler zum Abte nach Wil sandten mit der Forderung, der Abt solle unverzüglich seine Bauten zu Rorschach einstellen und die Schiffländi und das Gredhaus abbrechen. Geschehe das nicht, so würden die schuldigen Gefälle sowohl von der Stadt als von den Appenzellern verweigert, und anderes werde auch noch geschehen.

Ulrich konnte diesem Ansinnen selbstverständlich nicht entsprechen und antwortete, er sei zum Baue kraft päpstlicher und weltlicher Erlaubnis berechtigt und die Summen, die er seit drei Jahren dazu verwendet habe, seien so bedeutend, dass er von der Vollendung nicht abstehe könne. Im übrigen aber erklärte er sich bereit, ihnen vor den Eidgenossen oder dem Kaiser Recht zu stehen. Zweimal wurden Varnbüler die Briefe des Kaisers und des Papstes vorgelesen. Die Stadtbürger aber wussten wohl, dass sie bei den eidgenössischen Ständen kaum Recht erhalten würden, und achteten deshalb auch wenig auf die Mahnungen der vier Schirmorte, welche der Abt zum Aufsehen ermahnt hatte. Im Gegenteil suchten sie die Appenzeller, Toggenburger, Gotteshausleute gegen den Abt aufzuwiegeln, indem sie ihnen vorgaben, es sei nicht glaubwürdig, dass es dem Abt um Andacht und

Geistlichkeit, die er stets vorhalte, zu tun wäre; sondern er wolle einen Platz haben, auf welchem er Herr und Meister sein könne, und schalten und walten, wie es ihm beliebe. Überdies müsse das Volk nun zwei Klöster erhalten, da es doch an einem schon genug hätte. Das grosse Kloster, das der Abt in Rorschach baue, gebe aber kein Kloster, sondern ein Raubnest für den Kaiser, und es wäre das einfachste, „wenn im (dem Abt) uf ain tag das closter zů stuckinen gericht wurde“. Eine Gefahr sei nicht dabei, wenn sie fest zusammenhalten würden. „Man wurd nit vil darnach schrigen, sonder die sach ain sach bliben lassen.“

Zu wirklichen Tätlichkeiten fehlte nun nicht mehr viel; und als es ruchbar wurde, dass die Züricher den Bürgermeister Hans Waldmann und mehrere Zunftmeister hingerichtet hätten, betrachtete das Landvolk dies als einen erlaubten Act der Selbsthilfe gegen die Übergriffe der Herrengewalt, „der man einen ysenen riegel fürzustossen habe“, und glaubten, auch so handeln zu müssen. Auf der Kirchweih zu Urnäsch wurde der erste Anschlag gemacht, indem sich zwei St. Galler: Christian Hilber und Hensi Schwarz, und vier Appenzeller „hinder einem stadel“ zusammenfanden und verabredeten, sich auf den 28. Heumonat in Grub mit einer Anzahl Leute einzufinden. Die St. Galler aber sollten, wenn man ihnen in der Nacht Bericht gebe, am Morgen dort eintreffen; „da woltend sie witer rathschlagen, wie man die sach thät“.

Als nun der 28. Heumonat 1489 anrückte und man in St. Gallen den Bericht erhielt, waren 350 Mann sofort bereit, am frühen Morgen ohne des Rates Wissen gegen das Martinstobel hin aufzubrechen. Um die neunte Stunde vormittags hatten sich in Grub bereits 1200 Appenzeller unter Hauptmann Christian Pfister versammelt. Fähnrich war der „gross Zuberbüler“ von Herisau; der trug ein „gross rot gsellenfenli und nit den bären“. Der Appenzellerhauptmann schlug nun vor, dass sie sich zu einem ewigen Bündnis vereinigen sollten. Aber Heinrich Zyli, den der Rat von St. Gallen nachgeschickt hatte, erklärte, wie das nicht angehe, denn solches Bündnis würden die Eidgenossen nie zugeben; es wäre aber seine Meinung, dass man schwören solle, man wolle wegen des Klosters zu Rorschach beisammen bleiben und keiner vom andern weichen, „der tod schied uns dann; das gedunke in ainmal gnüg sin“.

Nach dem Mittagmahl brach man auf und zog den Rorschacherberg hinunter direct auf Rorschach zu, durch „ain stump holz“, wohin auch die Rheintaler mit 600 Mann gekommen waren, unter dem schallenden Ruf: „Wol uf, tüt dem hl. Gall ein ehrentagwen.“

Das neue Gotteshaus, darin bereits 80 Zellen fertig gemacht und dessen Capelle und Kreuzgänge eingeweiht waren, gieng in Flammen auf, die Mauern wurden niedergestossen, drei Altäre zerschlagen und geplündert, die Kreuze, die in der Kirche und dem Kreuzgang gemalt und „crismirt“ waren, neunzehn an der Zahl, wurden zerstoichen mit Hellebarden und Spiessen. Weiter gieng in Flammen auf ein Haus mit zwei Schöpfen, „darin vil husrat“ gewesen ist, weiter ein Stall, darin das „kühvech“ gestanden ist. Weiter ein Schweinstall mit Hühner- und Taubenhäusern, ein Heustadel mit viel Korn und über 200 Malter Garben und 82 Fuder Heu. Die Schmidte, die Steinhütte mit samt dem „visboden und mangerley zierd, so die meistere pruchtend“, die Zimmerhütte samt allen Brettern, sowie das zum Aufrichten zugerüstete Holz wurden ebenfalls dem Feuer überantwortet. Daneben noch eine Menge Hausrat, Zuber, Gelten, Kübel, Fässer, Schlitten und „anderes husplunder“.

Was nicht brennen wollte, wurde niedergerissen und zusammengestossen, an der Umfassungsmauer allein an die 800 Klafter, und was nicht sonst niet- und nagelfest war, mitgeführt: Heu und Stroh, Schüsseln, Teller, Pfannen, Fleisch, Geschirr, Schlegel, Hebeisen, Hauen, Schaufeln, Knöpfe, Zweispitze, Äxte, Ketten.

Die Weinfässer zerschlugen sie und liessen den Wein laufen, den sie selbst nicht zu trinken vermochten. Hühner und Schweine mussten das Leben lassen und wurden verspeist und die Fischweiher ausgeplündert und abgelassen.

Und als sie im Kloster droben nichts mehr zu verbrennen, zu zerschlagen und zu stehlen wussten, zogen sie hinunter nach Rorschach und plünderten dort die zwei Wirtshäuser und das Kornhaus, zerschlugen die Fenster und zerbrachen die Ziegel.

Ein starker Regen machte dem tollen Treiben ein Ende.

Da packten sie zusammen, was jeder tragen mochte; besonders die Appenzeller trugen viel Gutes hinweg und verkauften viel, aber die St. Galler „sumptend sich ouch nit“. Beutebeladen zog man nach St. Gallen und zerstörte im Vorbeigehen noch des Abtes Wirtshaus zu St. Fiden.

In St. Gallen rüstete man einen Imbiss und bewirtete die siegestrunkenen Plünderer.

Die Nachricht von der ruchlosen Tat hatte sich bald allenthalben verbreitet, und die Wiler sowie die Toggenburger waren rasch aufgebrochen, um dem Abte Hilfe zu bringen. Aber Ulrich liess den einen, die schon bis Flawil, wie auch den andern, die schon bis Zilschlacht vorgerückt waren, Botschaft zusenden, sie sollten umkehren, er werde sich schon Recht verschaffen. Unverzüglich ritt er nach Zürich und Luzern und klagte dort den erlittenen Schaden „so hoch und treffentlich er mocht“; er berechnete ihn auf 13,000 Gulden. Er rief das eidgenössische Recht an und beschwor die vier Schirmorte, ihm zu helfen. Diese klagten denn auch auf der Tagsatzung vom 2. und 8. Herbstmonat auf Schadenersatz. Aber die St. Galler und Appenzeller waren inzwischen auch nicht müssig geessen, hatten ihre Gesandten ebenfalls von Ort zu Ort gesandt und Bern, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn zu überreden vermocht, dass der von ihnen vorgenommene Klosterbruch nur ein Act der Nothwehr gewesen sei gegen einen Abt, „der an ainem kloster nit ain benügen“ gehabt habe, sondern mehrere Klöster habe bauen wollen zum Schaden von Stadt und Land, „wider spruch und verträg“. Sie priesen den Klosterbruch sogar als ein von St. Gallus gewirktes Wunder und besangen ihn in Knittelversen:

„St. Gall, der hat ain zaichen thon
Zü Rorschach, als ich wol verston.“

Auch auf den Abt dichteten sie Spottlieder, bedrohten ihn und die Klostergeistlichen mit dem Tode und streuten aus, dass zu Rorschach 400 Hufeisen, Hauen und Pickel gefunden worden, die Ulrich dem Kaiser und dem Adel hätte schenken wollen. Sie brachten es nachgerade so weit, dass die sechs Orte verlangten, der Abt hätte sich vor ihnen zu Baden zu verantworten. Aber die vier Schirmorte bestanden anfänglich darauf, dass, sofern man nicht alle Rechtsbegriffe verdrehen wolle, die Stadt dem Abt und nicht der Abt der Stadt zu Recht stehen müsse. Gemäss Bundesbrief, den die St. Galler mit den Eidgenossen errichtet hätten, müssten sie jeweilen das ihnen angebotene Recht annehmen. Aber alle Vorstellungen nützten bei den sechs Orten wenig, und die Schirmorte gaben schliesslich nach und willigten ein, dass St. Gallen und Appenzell als Kläger auftraten.

Mochten sich nun aber die St. Galler und Appenzeller der Unhaltbarkeit ihrer Klagen bewusst sein, oder die begründete Gegenklage des Abtes fürchten; sie beschlossen trotz allem Zureden der sechs Orte, von keinem Rechtsvorstande etwas wissen zu wollen; und dem Abgeordneten Steiner von Zug gab der Appenzeller Ammann Schwendiner rauh zur Antwort, „dass si vor niemand dem abt ains rechten sin weltend, dan es denen kutteten klostermönchen nit zimpte, solichen hochmüt ze triben“. Und als jener meinte: „Her aman, ir hand ain

ruchen rock an“, erwiderte er: „Ja, aber der man darunder ist noch vil rucher, dan etlichen lieb si.“ Er bewies das auch recht deutlich auf dem Tage zu Baden, wo der letzte Versuch gemacht wurde, den Handel gütlich beizulegen, denn, als er aus den Verhandlungen für einige Zeit abtreten musste und ihm die Zeit zu lange wurde, stiess er die Tür auf und rief den Eidgenossen zu: „Wenn hend irs nuntalome erraten? es wer lengest gnüg gsin!“ „Aman, du söttist das nit tün han!“ meinte sogar sein Landweibel Lüsü.

Resultatlos gieng der Vermittlungsversuch zu Schanden und der Handel gewann dadurch ein schlimmes Aussehen; der Krieg stand vor der Tür.

Ulrich tat alles, was in seinen Kräften lag, um sich Genugtuung zu verschaffen. Er ritt oft nach Zürich und Luzern und hielt dort mit Burgermeister Konrad Schwend und da mit Hans Fehr und Hasfurter Rat. Vorzüglich aber suchte er die Orte dadurch in sein Interesse zu verflechten, dass er mehrmals versprach, einen Teil seiner Stiftslande mit allen hohen und niedern Gerichten, nur mit Ausnahme der Gefälle, den sieben Kantonen zu übergeben, so dass sie daraus eine Vogtei machen und noch das Rheintal dazu ziehen könnten.

Aber auch die St. Galler und Appenzeller waren nicht säumig. Am 22. Herbstmonat kamen sie auf der Kirchweih zu Appenzell zusammen. Ebendahin hatte man auch viel Gotteshausleute geladen und suchte nun diese für die Sache gegen den Abt zu gewinnen. Wirklich sagten sie zu und veranstalteten zu Waldkirch auf den 28. Herbstmonat eine Landsgemeinde. Als Abgeordnete sandte die Stadt dorthin den Ulrich Varnbüler und die Appenzeller den Ammann Schwendiner. Die hielten den Gotteshausleuten vor, was sie zum Klosterbruch veranlasst hätte. Ammann Schwendiner behauptete, aus ihrem Land allein giengen dem Gotteshaus jährlich 700 fl. zu, „darum inen lützel danket“, desgleichen aus der Stadt St. Gallen und von aller Landschaft viel Gut, dessen niemand wissen hätte, „wohin es käme“.

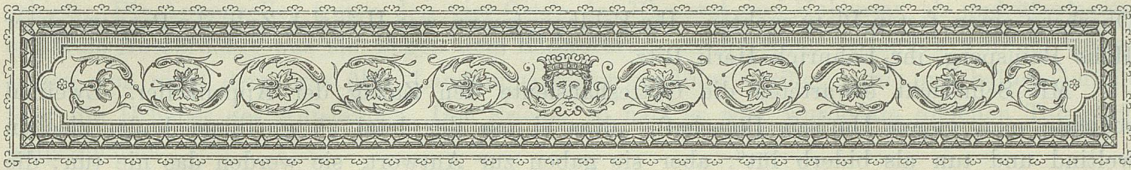
Sie möchten sich auch merken, wie es gehen würde, wenn nun zwei Klöster vorhanden wären, da sich doch eines allein schon so viel Nutzen angeeignet hätte. Man habe die Eidgenossen gebeten, „dass man inen darfor sin wett, das hab nünt erschossen“. So bleibe nichts anderes übrig, als sich mit Gewalt Recht zu verschaffen, und die Gotteshausleute sollten zu ihnen stehen; „wess si diser sach halb zü kosten kemind, welte man inen zalen und abtragen“. Wirklich liessen sich die Gotteshausleute durch derlei Reden blenden und schlossen ein Schutzbündnis mit der Stadt und Appenzell, wollten von den vier Schirmorten kein Schreiben mehr annehmen, verjagten die missbeliebigen Beamten, rissen die Marken aus, behielten Zinse und Zehnten zurück, nahmen von der Stadt neue Hauptleute und Ammänner, die ihnen Entlastung von allen Abgaben versprachen, und träumten von einer Eidgenossenschaft, zu der auch der Turgau halten werde. Zu allen den aufrührerischen Schritten wurden die Gotteshausleute vorzüglich durch den Hauptmann Gerster von Lömmenswil verleitet, der wegen seinen roten Haaren der rote Fuchs genannt wurde und den die St. Galler zu ihrem Werkzeug gebrauchten und ihn oft in ihre Ratssitzungen zuzogen.

Als Abt Ulrich den Aufstand seiner eigenen Gotteshausleute wahrnahm, fand er es für rätlich, im Einverständnis mit den vier Schirmorten das Schloss zu Rorschach mit Mannschaft von Schwiz und Glarus zu bewehren, von welcher die an den Lindauer Markt ziehenden St. Galler allerdings ab und zu mit „anlessigen worten“ geschänzelt worden sein mögen, woraus sich je zu Zeit Red und Widerred ergab, „das wäger gsin wer vermiten bliben“. Der Obmann, Landolt von Glarus, unterliess nicht, das in den schwärzesten Farben nach Zürich und Schwiz zu berichten. Da zudem inzwischen Ulrich Varnbüler zum Burgermeister erwählt worden war und nach altem Herkommen auf dem Rathaus eine grosse Zeche stattfand, der

auch viele Gotteshausleute beiwohnten, fanden sich die vier Schirmorte zu einer Gegendemonstration veranlasst und versammelten am 17. Jänner 1490 eine Landsgemeinde zu Niederbüren, vor welcher die alten Bünde verlesen und die Gotteshausleute aufgefordert wurden, ihren neugeschwornen Bund aufzulösen. Aber diese wollten bei ihrer Zusage verbleiben; nur die von Wil, Linggenwil, Züberwangen, Bromshofen, Trungen, Oberbüren, Rickenbach und Sitterdorf versprachen alles.

Gleichzeitig waren vom Kaiser und Papst die Strafurteile angelangt. Beide befahlen, dass die Aufständischen das Kloster wieder aufbauen sollten; der Papst belegte sie überdies mit dem Interdict und wies Ulrich an, sich durchaus in keinen Vergleich einzulassen.





IV.

Die Sühne.

Die aydgnossen sprachent: hie sitzend die bösen cristen:
Billich wer, man bräch inen uf trög und kisten,
. . . . man nam inen ross, kue und kelber,
Das hattend si wol geursachet selber.

(Aus dem Lied: „In Gottes Namen.“)

Der Krieg war nun unvermeidlich und es bedurfte nur noch eines kleinen Anstosses. Der wurde gegeben, indem die Aufständischen, gereizt durch die Gefangennahme des Ammanns, das Schloss Romanshorn besetzten, das zu Rorschach einschlossen und die dem Abt zu Rorschach treu Gebliebenen ausplünderten. Zudem sollen sie den Schwäbischen Bund um Hilfe angerufen haben. Das alles berichteten die Gesandten der Schirmorte eilends ihren Ständen, die am 15. Jänner 1490 in Zürich zusammentraten und beschlossen, zur Entsetzung des Schlosses Romanshorn aufzubrechen und die ungehorsamen Untertanen zum Gehorsam zu zwingen. Sie mahnten die sechs andern Orte, ihnen hiebei gemäss Bündnis behülflich zu sein. Noch einmal versuchten diese alles, um den ausbrechenden Krieg zu verhindern. Die Stände Bern, Uri, Unterwalden und Zug sandten Abgeordnete nach Rorschach, aber der Hauptmann Zyli, der die Belagerung des Schlosses commandirte, nahm keine Rücksicht auf sie und beschloss die Burg, währenddem sie selber mit dem Commandanten Arnold von Glarus in Unterhandlung begriffen waren. Da auf diese Weise alle gütliche Vereinbarung ausgeschlossen war, sahen sich die neutralen Stände wohl oder übel gezwungen, ihrer Bundespflicht nachzukommen und zum Auszuge zu mahnen; aber selbst in den an die Gotteshausleute, die Stadt und die Appenzeller geschickten Absagebriefen entschuldigten sie sich fast, dass sie ehrenhalb nicht zurückbleiben könnten.

In letzter Stunde glaubte der Bischof von Constanz, Otto von Landenberg, als geistliches Oberhaupt der sich in seinem Sprengel Streitenden die Feindseligkeiten abwenden zu können. Er kam eigens nach St. Gallen, die Bürger zu überreden, das Rechtsbot anzunehmen; aber es nützte in St. Gallen so wenig, als bei Abt Ulrich in Wil.

Der Abt sah es im Gegenteile mit Freuden, als die vier Orte am 2. Hornung 1490, 8000 Mann stark, im Toggenburg ankamen und sich hier durch die Urner, Unterwaldner und Zuger verstärkten. Die Sarganser, Werdenberger und Gamser hatten Befehl erhalten, die Appenzeller im Rheintal anzugreifen.

Am St. Agathen Abend 1490 zogen sie unverweilt gegen Gossau, wo sich die Gotteshausleute gesammelt hatten, während die St. Galler mit 700 Mann und dem Hauptpanner im Schlos

Oberberg einen festen Platz suchten. Ihr Feldhauptmann war Heinrich Zyli, ihr Pannermeister Hans Rainsperg, ihr Fähnrich Herli Ritz.

Mit Sehnsucht erwarteten die Gotteshausleute den Zuzug der Appenzeller. Zweimal schickte man gegen Herisau Botschaft, „dass si uss der letzi zü gmainem hufen ziehen weltind und tun als biderb lüt“; aber sie gaben zur Antwort, sie werden das nie tun; die andern sollen sich wehren, so gut sie könnten, das wollten sie auch tun. Zu alledem verbreitete sich die Mähr, die Appenzeller hätten sich mit den vier Orten heimlich vertragen.

Darüber erschrakten die Gotteshausleute sehr, warfen ihre Waffen weg, nahmen Kreuz und Fahne und zogen mit dem Allerheiligsten den Eidgenossen entgegen, um Frieden und Schonung bittend. Das gewährte man ihnen, aber sie mussten mit einem Eide angeloben, sich jeder Strafe zu unterwerfen, welche die Eidgenossen über sie verhängen würden, und geduldig mussten sie zusehen, wie ihre Häuser geplündert wurden.

In dunkler Nacht sandten die St. Galler nochmals Boten nach Herisau, um zu erfahren, „was inen zü müt were“. Die Antwort lautete, es wäre ihr treuer Rat, dass die St. Galler heim ziehen und sich hinter ihren Mauern behelfen würden; das wollen sie auch hinter ihrer Letzi tun. Gleichzeitig baten sie um fünfzig gute Büchenschützen, welche ihnen die St. Galler sofort zusandten, während die Hauptmacht sich in die Stadt zurückzog. Aber die abgesandten Schützen mussten bald bemerken, dass sie verraten seien; weshalb sie wieder heimwärts zogen. Das rief in der Stadt St. Gallen grosse Erbitterung hervor, um so mehr, als die Appenzeller nach allem in dunkler Nacht nochmals eine Abordnung an den Rat schickten, ihnen doch unverzüglich 400 Mann, worunter viel gute Büchenschützen, zuzustellen. Der Rat, der wohl merkte, dass die Appenzeller, in der sichern Voraussicht, eine abschlägige Antwort zu erhalten, das nur als Vorwand gebrauchen wollten, die St. Galler wären ihrem Versprechen nicht nachgekommen, erfüllte dennoch ihr Begehren und schickte unter dem Hauptmann Rüedi Iseli 400 Mann um Mitternacht gen Herisau; aber schon als diese zwischen dem Hundwiler und dem Urnäser Tobel waren, winkten ihnen die Appenzeller ab, „hinder sich ze ziehen“. Nichtsdestoweniger zogen die St. Galler vorwärts, wurden aber zweimal zur Rückkehr gemahnt. Da gieng dem Hauptmann die Geduld aus, und er verlangte deutlich zu wissen, was an der Sage sei, dass sie mit den Eidgenossen übereins gekommen wären. Darauf gab einer klare Antwort und bekannte: „ja, und hand das Rintal faren lassen und müssen den aman Schwendiner auch ushin gen; desglich wend sie von üch von St. Gallen den Varnbüler und den Schenkli.“ Dann kehrten sie ihre Rosse und liessen die St. Galler stehen. Des Varnbülers Sohn Hans aber eilte von Angst getrieben heimwärts, seinem Vater das zu berichten, und gegen Morgen rückten auch die 400 Mann unbehelligt von den Eidgenossen wieder in die Stadt ein.

Jetzt konnten die Stadtbürger freilich an der Wahrheit des Gerüchtes nicht mehr zweifeln, dass es den Eidgenossen gelungen sei, ihren Bund aufzulösen und die einzelnen Glieder jedes für sich zum Gehorsam zu zwingen oder, wie der Schwizer Ammann Reding gesagt haben soll, den harten Stecken in drei zu spalten.

Die Eidgenossen waren indessen bei St. Gallen vorbei marschirt, nachdem sie St. Fiden besetzt und dem Hauptmann Gerster sein Haus in Lömmenswil niedergebrannt hatten, Rorschach zu. Da erhielten sie von den Appenzellern ein Schreiben, worin sich dieselben anerbaten, das vorgeschlagene Recht anzunehmen; aber die Eidgenossen liessen dieses ebenso unbeantwortet, wie sie das nämliche Angebot von St. Gallen beiseite legten.

Darüber beunruhigt, kam der appenzellische Landammann Rietler selbst und ohne Bedeckung nach Rorschach und bat um Frieden, den er auch unter folgenden Bedingungen

erhielt: Die Appenzeller treten den vier Orten das Rheintal und Hohensax ab und überlassen es ihrem Ausspruche, was sie wegen dem Klosterbruch noch ferner verlangen würden, widersetzen sich nicht dem, was über Landammann Schwendiner verfügt wird, und halten Gericht über die Urheber des Aufstandes. Der Friede, so hart er war, wurde am gleichen Tag noch unterzeichnet.

Verlassen von allen Bundesgenossen, standen nun die St. Galler noch allein; doch ungeachtet dessen wollten sie den Krieg bestehen. Um ihre Stadt besser verteidigen zu können, brannten sie am 11. Hornung die Vorstädte nieder vor dem „Bletzthor“, vor dem Multertor und etliche Häuser vor dem Speisertor, zusammen 84 Firsten, und nahmen den Hans Hux und den Rudolf von Steinach und den Benedict Schatzmann, des Abtes Amtsleute, gefangen, da man erfahren hatte, dass von den Mönchen im Kloster etliche Schreiben an Abt Ulrich abgegangen waren, worin berichtet ward, was in der Stadt vorgieng. Die noch nicht vollendete Ringmauer bei St. Mang wurde durch 180 „leitfass“, die mit Steinen und Erde gefüllt waren, notdürftig geschlossen.

Die Eidgenossen hatten am 12. Hornung begonnen, die Stadt einzuschliessen. Das Schicksal Schwendiners mochte Varnbüler vorschweben. Er hielt deshalb vor versammeltem Volk eine wohlgesetzte Rede, worin er auseinandersetzte, dass er in allen Punkten nur so gehandelt habe, wie es ihm von grossen und kleinen Räten empfohlen worden sei. Wenn die Sache deshalb nicht „auf das best ussgeschlagen wer“ oder ausfallen möchte, so wäre das nicht seine Schuld; denn bei seinem Eid habe er als gehorsamer Bürger so handeln müssen. Nun wisse er aber, dass die Feinde nach seinem Leben trachten, und er beschwöre seine Mitbürger in anbetracht seiner treugeleisteten Dienste und seiner Unschuld, dass sie ihn nicht ausliefern wollten. Das Wasser war ihm in die Augen geschossen, und etliche liessen sich erweichen und trösteten ihn, er solle sich nicht anfechten lassen. Den Eindruck der Rede scheint indes Varnbüler doch nicht als genügend befunden zu haben. Er zog es deshalb vor, als Knecht verkleidet abends sich zum Speisertor hinauszustehlen und über den Bodensee zu fliehen.

Inzwischen hatten die Eidgenossen die Stadt umzingelt: Zürich und Luzern lagerten sich mit ihren Pannern gen St. Fiden, Schwiz und Glarus gen St. Jörgen, Uri und Unterwalden auf den Hauptlisberg, Zug zu St. Leonhard, Einsiedeln in Stephan Grübels Burg zu Farnen, die Toggenburger zwischen Farnen und der Mark der vier Kreuze.

Trotz der Übermacht, die das kleine Häuflein Stadtbürger zu erdrücken drohte, mochten sich diese doch nicht so bald entschliessen, ihre Stadt zu übergeben; im Gegenteil wurden sogar einige kleine Ausfälle ausgeführt, so einer gegen die Hätteribrigg, wobei es den Stadtknechten gelang, etliche Eidgenossen zu fangen und ihnen als Beute etliche Röcke abzunehmen; der andere gegen St. Fiden, wobei der kleine und vierschrötige Jakob Hetzer einen grossen und starken Luzerner ums Leben brachte. Die städtische Obrigkeit hätte gerne versucht, weitere Zusammenstösse abzuwenden und verbot alles Schiessen, aber die Bürger liessen sich nicht mehr abhalten und meinten, dass es erbärmlich wäre, die Feinde zu schonen; man hätte die Vorstädte füglich stehen lassen können, wenn man sich gegen die Eidgenossen so „vil fründschaft verseeen welt“.

So gieng denn das Schiessen an, „wie wol es nit lang weret“. In der Stadt kam nur ein Mann ums Leben, der sich bei der Mühle des Spitalen ob dem Bach aufgestellt hatte. Er wurde aber von Ulrich Murer gerächt, welcher den eidgenössischen Schützen vom Münsterturm herab derart traf, „dass er überbürzlet“. Einem Heinrich Steiger wurde durch den Schenkel geschossen, und dem Jakob Blum hinter St. Mangen fehlten nachmals drei Finger.

Vom Rosenberg herunter beschossen die Eidgenossen lebhaft das Rathaus und den Marktplatz. Dem machte Leonhard Merz ein Ende, indem er bei des Müsslers Haus am Markt hinter zwei Salzfässern eine „Schlange“ aufstellte und damit einen solch glücklichen Schuss tat, „dass weder man noch büchs nüntz mehr taugten“. Die Bürger rüsteten sogar für einen Sturm und hatten zu diesem Zweck schon siedendes Wasser zubereitet und ihre Habseligkeiten in das Erdreich vergraben.

Da mochte der Rat denn doch erlauben, dass das ein töricht Vorgehen sei. Er bequeme sich daher, die Grafen Georg von Sargans und Gaudenz von Mätsch samt dem Bürgermeister Schatz von Constanz zur Anbahnung von Friedensverhandlungen am 14. Hornung in die Stadt einzulassen und deren Anträge betreffs Übergabe der Stadt den Bürgern vorzulegen. Allein diese wollten davon nichts wissen und behaupteten, eher mit Weib und Kind sterben zu wollen; fanden es schliesslich aber doch für geraten, ihren Pfarrer Michel Finli zu Laurenzen und Otmar Jungmann ins Hauptlager nach St. Fiden zu schicken, um in Unterhandlungen einzutreten. Schon am 15. Hornung wurden sie einig, und Folgendes waren die Friedensbedingungen:

Die Stadt hatte die Gefangenen loszugeben, das Bündnis mit den Appenzellern und den Gotteshausleuten aufzuheben, dem Abte und den Klostergeistlichen Sicherheit zu gewähren; sie musste ihm vor den vier Orten und den Grafen von Sargans und von Mätsch wegen dem Klosterbruch Recht stehen. Des Bürgermeisters Varnbüler und des Stadtschreibers Schenkli durfte sich die Stadt nicht annehmen. Des Varnbülers Vermögen fiel den vier Orten zu. Dagegen sollten alle Bürger volle Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums haben und die Eidgenossen abziehen, ohne die Stadt zu betreten, ausgenommen 30 Mann Hauptleute und Fähndriche.

Diese Artikel gefielen freilich der Burgerschaft nicht sonderlich; aber auf das Zureden ihrer Abgeordneten ins feindliche Lager, welche erzählten, wie sie, vornehmlich bei den Zürchern, „nit sunders argen willen“ gefunden, und wie die vier Orte hätten merken lassen, dass sie „uns vor schaden gern gsin werend“ und es ungern gesehen, dass man die Vorstädte abgebrannt; dass nur die Luzerner „ruch“ gewesen seien, welche durchaus die Einsetzung eines Vogtes (auf Antreiben Ulrichs) verlangten: entschlossen sie sich doch, dieselben anzunehmen, von der Einsicht geleitet, „dass die von Appenzell si in gnü frävelspil gfüert und nit aller ding am füglichsten ghandlet hettend“.

Schon am folgenden Tag zogen die Eidgenossen ab, ohne die Stadt betreten zu haben, aber von Hab und Gut der Gotteshausleute führten sie mit sich, was nur möglich war. Selbst die Nägel in den Wänden und das Blei in den Fenstern, die Schlösser und Gehenke an den Türen, Läden und Kasten waren nicht sicher. Die von Schwiz nahmen sogar die Glocken von St. Georgen mit und hängten sie zu Brunnen in den Turm.

Zu Abend aber fieng man in der Stadt St. Gallen wiederum an zu läuten, „und schlägend die gloggen, wie von alter her“, da man doch in vorigen Tagen „hat kain gloggen schlachen noch lüten und kainen wächter rüfen hören“, und die Ausburger zogen mit ihrem Vieh und „blunder“, das sie in die Stadt geflüchnet hatten, wieder ab. Am 18. Hornung wurde an Stelle Varnbülers Leonhard Merz zum Burgermeister erwählt. Auf St. Mathis Abend liessen die Eidgenossen der vier Schirmorte die Gotteshausleute zu Gossau zusammenkommen und nahmen ihnen den Eid ab, dass sie sich mit Leib und Gut ergeben wollen und dabei geduldig die Strafe erwarten, die ihrer harre.

Am 7. März 1490 wurde zu Einsideln der Rechtstag abgehalten. Abt Ulrich, „der nun wider in den roren sass und piffli nach sinem gefallen machet“, erschien mit zwei Klostergeistlichen,

dem Gotthard Giel und Johann Bischof, als Kläger. Von Seite der Stadt waren abgeordnet Bürgermeister Leonhard Merz samt einigen Mitgliedern des grossen und kleinen Rates. Aber auch die vier Orte traten als Kläger auf, weil sie des Gotteshauses Schirmherren und in dieser Eigenschaft nicht weniger verletzt und zu Schaden gebracht worden seien, als der Abt. Auf beider Klage und Antwort sprachen die Richter in Minne: Der Abt sei befugt, in seinem Lande zu bauen, was und wo er wolle; die Stadt habe ihm den Strich Boden innert der Ringmauer vom Müller- zum Speisertor abzutreten; sie habe ihm für die in Rorschach angestellte Zerstörung 4000 Gulden zu zahlen, erkläre sich bereit, die Lehen auf ein neues zu empfangen und die Beamten des Abtes aus der geschworenen Urphede zu entlassen. Dagegen soll das Stift die St. Laurenzenkirche und den Kirchhof nie verbauen und in Streit- händeln über im Stadtbezirk gelegene Güter das Hofgericht in der Stadt halten.

Abt Ulrich hatte freilich gewünscht, die vier Orte möchten sich die Hoheit über die Stadt zueignen; denn „wenn die lüt gedämmt würden, wäre wohl dafür zu achten, als ob man ein neues gottshus gebauen hätte“; allein sie begnügten sich, für die verursachten Kriegskosten Ersatz und Genugtuung für die verletzten Rechtsame zu verlangen. Mit bewegten Worten versuchten die Abgeordneten der Stadt, die vier Orte auch hievon abzumahlen. Bürgermeister Merz erinnerte sie an die treue Hilfe, welche die Vaterstadt den Eidgenossen zu Rapperswil, zu Wintertur, zu Waldshut, im Turgau, bei Grandson, Murten, Nancy und Bellenz geleistet hätte. Die Gesandten der Schirmorte beharrten jedoch auf ihrer Klage, und es wurde zu Recht erkannt, dass die Stadt den vier Orten 10,000 fl. Kriegskosten erlegen und ihnen die Höfe Oberdorf, Andwil und Steinach überlassen musste. Solche Einbusse an ihren Besitzungen war zwar für die Bürger ein harter Schlag; aber es lässt sich doch fragen, ob, da sie nun gezwungen waren, „hütt und yemer ewig ze spulen, garn ze süden und ze weben“, nicht gerade die harte Strafe den Grund zu dem bald nachher erworbenen Wohlstand gelegt habe.

Die Gotteshausleute wollte Abt Ulrich zuerst aller Freiheiten berauben; doch kam man am 7. März zu Wil überein, sie als Verführte anzusehen und als solche milder zu behandeln. Es wurde deshalb nur eine Strafe von 3000 fl. über sie verhängt.

Nun waren noch die Appenzeller übrig. Gestützt auf die Friedensverhandlungen zu Rorschach wurden sie verurteilt, dem Abte 4500 fl. und der Besatzung zu Rorschach 110 fl. zu bezahlen. Die Zahlung der 4000 fl. Kriegsentschädigung wurde ihnen aus alter Freundschaft erlassen; was die Stadt St. Gallen um so mehr kränkte, als sie mit dem gleichen Gesuche abgewiesen worden war. Das Rheintal kam an die vier Orte.

Zuletzt sprachen noch der kaiserliche Fiscal und der Papst ihr Wort. Der erstere forderte von den St. Gallern als Verletzern des dem Kloster Rorschach erteilten Freiheitsbriefes 1600 fl., von den Appenzellern 600 fl. Der Papst löste das Interdict auf, bestätigte jedoch alle von den Eidgenossen verhängten Strafgerichte in einem Lobschreiben.

Die vier Orte verkauften bald nachher an Abt Ulrich die Höfe Oberdorf, Andwil und Steinach um 8000 fl., die Vogtei Rheintal und die Herrschaft Rheinegg aber machten sie zu einer gemeinen Landvogtei, da der Abt den Ankauf abgelehnt hatte, wahrscheinlich wegen Geldmangel.

* * *

Abt Ulrich sollte sich seines Sieges nicht mehr lange freuen: er starb schon im folgenden Jahre, den 13. März 1491, zu Wil, nachdem er eifrig Anstalten getroffen hatte, die zerstörten Gebäude in Rorschach wieder aufzubauen. Am 23. September 1490 war von Daniel,

dem Generalvicar des Bischofs Otto von Constanz, bereits die Capelle und ein Teil des Kreuzganges wieder eingeweiht worden.

Ulrichs Andenken blieb in der Abtei hochgeehrt; man pries ihn in gebundener und ungebundener Rede als den zweiten Stifter des Klosters. Andernteils aber ward er von seinen Gegnern gehasst, und wohl nirgends hat dieser Hass einen beredteren Vertreter gefunden, als in Joachim von Watt, der ihn in seinen Schriften einen Wolf, einen Räuber, einen Gottlosen, einen Heuchler nennt.

* * *

Ulrichs Nachfolger, Gotthard Giel von Glattburg, besass nicht die Arbeitslust und Sparsamkeit seines Vorfahrs; er liebte Pracht und muntern Scherz und suchte vor allem seiner gesunkenen Familie wieder aufzuhelfen, so dass 1497 sogar auf der Tagsatzung Klagen laut wurden, der Abt verwende das für den Klosterbau in Rorschach bestimmte Geld für andere Zwecke. Die Mahnungen der Abgesandten veranlassten ihn, den Bau wieder aufzunehmen, aber nicht in der Absicht, den Convent dorthin zu verlegen, sondern um Schule darin halten zu lassen. Sein Nachfolger, Abt Franz von Gaisberg, baute das Kloster völlig aus mit der gleichen Absicht, wofür er sich auch von Papst Julius II. ein Privilegium hatte geben lassen.

Der Bildersturm der Reformation gieng auch an Mariaberg nicht spurlos vorüber: auf Anstalt von Ammann Heer wurde die Kirche von Altären und Bildern (1529) „gesäubert“. Daran erinnert noch neben der zerschlagenen Figur der Mater dolorosa über der Türe des nordöstlichen Saales die darunter angebrachte Schrift:

„GRANDE MALUM, SACRAS ADEO TEMERARE FIGURAS.“
(Also in die Bilder toben, Sey Got klagt im himel oben. 1529.)

1531, nach dem zweiten Kappelerkrieg, kam das Kloster wieder in die Hände von Abt Diethelm, dem der Stand Schwiz die Einrichtung einer „hohen Schule“ daselbst beliebt machen wollte. Diethelm scheint indes darauf nicht eingegangen zu sein. Dagegen wurde 1624 in Mariaberg eine niedere Schule errichtet, nachdem die schweizerischen und schwäbischen Klöster die Stiftung eines „Studium commune“ nicht gutgeheissen hatten, wie es ihnen von Abt Bernhard 1614 angetragen worden war.

Mit der Aufhebung des Klosters zu St. Gallen, 1805, gieng auch Mariaberg in die Hände des Staates über, der dort ein Lehrerseminar errichtete und gegenwärtig sich bemüht, die schön-gewölbten Räume der schmählichen Bestimmung vergangener Jahrzehnte zu entreissen und wieder würdig herzustellen.



Erklärung der Zeichnungen.

Blatt I.

Blick in den nördlichen Kreuzgangflügel.

Blatt II.

Perspectivische Ansicht des Klosters und seiner Umgebung vor dem Bau des jetzigen Hauptportales (1777), nach einem Deckengemälde im Obergeschoss des westlichen Flügels.

Blatt III.

Querschnitte durch das Gebäude (vergl. Blatt X).

Blatt IV.

Fig. 1. Längenschnitt durch Saal *G*. (vergl. Blatt X).
Fig. 2. Perspectivische Ansicht desselben.
Fig. 3. Säulendetail aus Saal *G*.
Fig. 4. Rippenkreuzung am Scheitel in Saal *G*.
Fig. 5. Profil der Rippen in Saal *G*.
Fig. 6. Consolendetail aus Saal *G*.

Blatt V.

Fig. 1. Längenschnitt durch den Kreuzgang, die verschiedenen Masswerke zeigend.
Fig. 2. Perspectivischer Blick in den östlichen Kreuzgangflügel.
Fig. 3. Profil der Gurtrippen in Saal *J* (vergl. Blatt X).
Fig. 4. Säulendetail aus Saal *J*.
Fig. 5. Perspectivische Ansicht des Saales *J*.

Blatt VI.

Fig. 1. Längenschnitt durch den Kreuzgang, die verschiedenen Masswerke zeigend.
Fig. 2–25. Gewölbeconsolen in den Kreuzgängen.
Fig. 26–29. Rippenprofile im südlichen Kreuzgangflügel.
Fig. 28 und 30. Rippenprofile in den 3 andern Flügeln.
Fig. 31. Schlussstein mit dem Wappen Gotthard Giel's: No. 1 im Raum *F* (vergl. Blatt X).
Fig. 32 und 33. Profile der Kreuzgangfenster-Archivolten.
Fig. 34. Profil der Portal-Archivolte zwischen dem westlichen Kreuzgangflügel und Raum *H* (siehe Blatt X).

Blatt VII.

Fig. 1. Längenschnitt durch Saal *B* (vergl. Blatt X).
Fig. 2. Längenschnitt durch Saal *A* (vergl. Blatt X).
Fig. 3. Perspectivische Ansicht von Saal *A* und *B*.
Fig. 4. Fenster gegen Osten im Saal *A* (vergl. Blatt X).
Fig. 5. Türe von Saal *A* in den östlichen Kreuzgangflügel.
Fig. 6. Türe vom östlichen Kreuzgangflügel zu Raum *C* und zur Stiege.
Fig. 7. Gurtrippenprofil in Raum *A*.
Fig. 8. Fenster vom östlichen Kreuzgangflügel zu Raum *C*.
Fig. 9. Rippenprofil in Saal *A* und *B*.
Fig. 10. Fenster vom östlichen Kreuzgangflügel zu Raum *D*.

Blatt VIII.

Fig. 1. Perspectivische Ansicht von Saal *E* (vergl. Blatt X).
Fig. 2. Treppenaufgang von der nordöstlichen Kreuzgangecke.

Blatt IX.

Fig. 1. Längenschnitt durch den Saal *E* (vergl. Blatt X).
Fig. 2–5. Säulendetails aus Saal *E*.
Fig. 6. Gewölbeconsolle der nordöstlichen Ecke in Saal *E*.
Fig. 7. Gewölbeconsolle in der Mitte der Nordwand von Saal *E*.
Fig. 8. Gewölbeconsolle in der Mitte der Westwand von Saal *E*.
Fig. 9. Gewölbeconsolle aus Saal *E*.
Fig. 10. Rippenprofil aus Saal *E*.
Fig. 11. Schlussstein No. 1 in Saal *E*.
Fig. 12. Schlussstein No. 5 in Saal *E*.
Fig. 13. Schlussstein No. 39 (vergl. Blatt X) im östlichen Kreuzgangflügel.
Fig. 14. Schlussstein No. 42 (vergl. Blatt X) im östlichen Kreuzgangflügel.
Fig. 15. Schlussstein No. 54 (vergl. Blatt X) im östlichen Kreuzgangflügel.

Blatt X.

Grundriss des Erdgeschosses.

Schluss-Steine.

Raum *A*: No. 1 Schild mit dem Bären.
No. 2 Schild mit dem Wappen des Franz v. Gaisberg.
No. 3 und 4 leere Schilde.
Raum *B*: No. 1, 3, 4, 5, 6 Schilde mit dem Wappen des Ulrich Rösch.
No. 2 Engel mit Kreuz und Dornenkrone.
Raum *E*: No. 1 Ecce homo. No. 6 Mater dolorosa.
No. 2 St. Gallus. No. 7 St. Otmar.
No. 3 St. Benedict. No. 8 St. Magnus.
No. 4 St. Columban. No. 9 St. Martin.
No. 5 St. Scholastica. No. 10 St. Wiborada.
Raum *F*: No. 1 Schild mit dem Wappen von Gotthard Giel.
No. 2 ditto.
No. 3 Geometrisches Ornament.
Raum *G* und *J* haben keine Schlusssteine.
Kreuzgangflügel *M*:
No. 1–7 Rosetten und Masswerke.
No. 8 Inschrift: si hand gespielt um din rock. *I H S*.
No. 9 Rock und Würfel.
No. 10 Kreuz und Nägel.
No. 11 Rohr und Dornenkrone.
No. 12 Speer und Schwamm.
No. 13 Säule, Rute und Zange.
No. 14 Engel mit Kreuz und Dornenkrone.
No. 15 Segnende Hand.
No. 16 Agnus Dei.
No. 17 Schweisstuch Christi.

Kreuzgangflügel *N*:

No. 18 Rosette.
No. 19 St. Wiborada.
No. 20 St. Notker.
No. 21 St. Benedict.
No. 22 St. Otmar.
No. 23 St. Gallus.
No. 24 Madonna mit Kind.
No. 25 Wappen von St. Gallen, Toggenburg und Franz v. Gaisberg.
No. 26 St. Mathias.
No. 27 Judas Thaddäus.
No. 28 St. Simon.
No. 29 St. Matthäus.
No. 30 St. Bartholomäus.
No. 31 St. Philippus.
No. 32 St. Jacobus der Ältere.
No. 33 St. Thomas.
No. 34 St. Johannes Ev.
No. 35 St. Jacobus.
No. 36 St. Andreas.
No. 37 St. Petrus.
No. 38 Christus mit der Weltkugel.

St. Galler Schutzheilige.

die 12 Apostel.

Kreuzgangflügel *K*:

No. 39 Wappen von St. Gallen, Toggenburg und Franz v. Gaisberg.
No. 40 St. Barbara.
No. 41 St. Katharina.
No. 42 St. Margareta.
No. 43 St. Mang (statt St. Cyriacus).
No. 44 St. Egidius.
No. 45 St. Eustachius.
No. 46 St. Achacius.
No. 47 St. Dionysius.
No. 48 St. Christoffel.
No. 49 St. Vitus.
No. 50 St. Pantaleon.
No. 51 St. Erasmus.
No. 52 St. Blasius.
No. 53 St. Georg.
No. 54 Adler (St. Johannes).
No. 55 Stier (St. Lucas).
No. 56 Löwe (St. Marcus).
No. 57 Engel (St. Matthäus).

die 14 Nothelfer.

die 4 Evangelisten.

Kreuzgangflügel *L*:

No. 58 und 59 Schilder mit den Wappen von Franz v. Gaisberg.